Wiener Goethe-Verein
Jahrbuch

Bd. 33

# CHRONIK

des

# WIENER GOETHE-VEREINS.

Dreiunddreißigster Band.



Im Auftrage des Ausschusses des Wiener Goethe-Vereins
redigiert von

DR. RUDOLF PAYER-THURN.



AMALTHEA-VERLAG.
ZÜRICH-LEIPZIG-WIEN.
1922.

Die Chronik des Wiener Goethe-Vereines erscheint zunächst zweimal jährlich. Jahresabonnement für Nichtmitglieder des Goethe-Vereines Mk. 160·—, einzelne Hefte Mk. 90·—. Abonnementbestellungen durch jede Buchhandlung oder durch den Verlag. — Alleinige Inseratenaufnahme: Amalthea-Verlag, Wien, III., Seidlgasse 8.

*

# INHALT



*

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Rudolf Payer v. Thurn, Wien, IV., Prinz Eugenstraße 56, an den alle den Text betreffenden Mitteilungen zu richten sind. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Richard Lehnert, im Amalthea-Verlag, Zentrale Wien, III., Seidlgasse 8.
Druck: Gesellschaft für graphische Industrie, Wien, VI.

# UNSER GOETHE-MUSEUM

Von WILHELM WECKBECKER[1].

Nicht allzu vielen Wienern wird es bewußt sein, daß in unserer Stadt ein — allerdings recht bescheidenes — Goethe-Museum besteht. Zu Beginn der Neunzehnhunderterjahre vom Wiener Goethe-Verein ins Leben gerufen und von dessen verdienstvollem langjährigen Schriftführer und nunmehrigem Obmannstellvertreter, dem Direktor der Familienfideikommiß-Bibliothek Hofrat Dr. Rudolf Payer-Thurn mit liebevollster Sorgfalt betreut und gemehrt, führte es gleichwohl in einem Raume des Sophiengymnasiums in der Leopoldstadt ein eher schattenhaftes Dasein. Vor einigen Monaten wurde dem Museum das Lokal dort wegen unabweisbaren anderweitigen Bedarfes ziemlich unvermittelt gekündigt. In dieser Notlage bot sich die inzwischen in staatliche Verwaltung übernommene Fideikommißblibliothek zur Aufnahme der heimatlos gewordenen Sammlung an. Mit Genehmigung und Beihilfe der staatlichen Unterrichtsverwaltung konnte ihre Übertragung rasch durchgeführt und von Dr. Payer mit bewährtem Geschick die Neuaufstellung unter Heranziehung von Beständen der Fideikommiß- und der National- (vormals Hof-) Bibliothek in Angriff genommen werden. Dadurch ist nicht bloß für das Goethe-Museum eine weitaus bessere und günstiger gelegene Räumlichkeit gewonnen worden, es konnte vielmehr durch Ergänzung mit dem Material der beiden großen Staatsbibliotheken, vor allem aus der seinerzeit von Kaiser Franz erworbenen, zu Goethe in so naher Beziehung stehenden Lavaterschen Porträtsammlung, eine wesentliche Erweiterung und Abänderung des Museums erzielt werden. So hat sich hier das alte Wahrwort bewährt „à quelque chose malheur est bon“ und es wird nach vollendeter Neuaufstellung der Öffentlichkeit nun Gelegenheit geboten, an bestimmten Tagen[2] die kleine Museumsausstellung zu besichtigen. Größere Publizität ist vorläufig, angesichts des geringen Dienerstandes der Fideikommißbibliothek, nicht möglich.

In dem dazu ausersehenen Saale wurden durch Einbau von Scherwänden einige in sich geschlossene Abteilungen geschaffen. Auf dem Wege dahin bietet eine eigene Vitrine die Zusammenstellung der meisten Bücher, die Goethe in Wahrheit und Dichtung als seine Studienbehelfe in der Jugendzeit bezeichnet, so die Luther-Bibel mit den Stichen von Merian, Gottfrieds „Historische Chronik“, der „Telemach“ von Fénélon in der Übersetzung von Neukirch, Volksbücher wie „Kaiser Oktavian“, „Die vier Haymonskinder“, die lateinische Grammatik des Cellarius, der „Orbis pictus“ von Comenius. Wir finden dort auch jene Dramen von Rousseau und Le Mierre, die gelegentlich der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen im Jahre 1759 von einer französischen Truppe dort aufgeführt wurden, Porträts des „Königsleutnants“ Grafen Thorane, der in Goethes Hause wohnte, und Reproduktionen von Gemälden, die auf Bestellung Thoranes gemalt wurden und bei denen Goethe und seine Schwester Modell standen.

Die Bildnisse der Eltern Goethes, seiner mütterlichen Großeltern Textor, juridische Werke des Urgroßvaters und Frankfurter Schultheißen Textor sowie die Dissertation des Vaters, Rates Johann Kaspar Goethe, leiten zur Darstellung von „Goethe in Italien“, der eine der besonderen Abteilungen gewidmet ist. Den Mittelpunkt bilden hier vier Originalzeichnungen von Goethes Hand, italienische Landschaften mit antiken Bauresten, in Sepia laviert, ganz in der Art des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Mit flottem, breitem Pinsel sicher hingestrichen,

[1] Aus dem Feuilleton der Nr. 20395 der „Neuen Freien Presse“ vom 10. Juni 1921, mit Bewilligung der Redaktion.

[2] Vorläufig Donnerstag von 10 bis 1 Uhr (Ringstraßentrakt der Neuen Hofburg.

zeugen diese Blätter für die starke malerische Begabung Goethes. Sie sind von Paul Heyse dem Wiener Goethe-Museum gespendet worden und stammen aus dem Nachlasse Herders, von dessen Sohn Adalbert die Authentik dazu de dato Regensburg, 10. Mai 1844, ausgestellt ist. Bildnisse verschiedener Persönlichkeiten illustrieren den römischen Kreis Goethes: der Maler Philipp Hackert, von dem wir auch eine (von seinem Bruder Georg gestochene) große Ansicht von Rom sehen, der Bildhauer Trippel, dessen Goethe-Büste im Apollo-Typus da ist, der englische Gesandte Sir William Hamilton (schönes Schabkunstblatt nach Reynolds), Gemahl der berühmten Lady Hamilton, späteren Freundin Nelsons. Sie selbst, deren reizvolle Schönheit Lawrence in dem bekannten Bilde festgehalten hat, ist durch ein ziemlich unvorteilhaftes Porträt vertreten. Wir sehen weiter den Fürsten Rezonico, Bürgermeister Roms, Abbate Vincenzo Monti, Autor der Tragödie „Aristodemo", deren Vorlesung Goethe bei Fürst Liechtenstein über sich ergehen lassen mußte, Gaetano Filangeri, hervorragenden Juristen aus Neapel, von dessen Schwester, einer vergnügten Principessa, Goethe in seiner Italienischen Reise erzählt, den Musiker Kayser, später von Goethe nach Weimar eingeladen. Auch der „Baedeker", den er auf dieser Reise benützte — Volkmanns „Historisch-kritische Nachrichten" vom Jahre 1777 — ist ausgestellt. Ebenso der „Römische Karneval", ein ungemein seltenes Buch, um das sich Goethe für seine eigene Bibliothek vergeblich bemühte. Daneben liegt eine zweite Serie der Tafeln dazu, die bisher ganz unbekannt war und die wahrscheinlich in Wien gestochen worden ist. Noch ein zweiter Abdruck dieses Werkes in kleinerem Almanachformat ist zu sehen, bibliographisch eine noch größere Kuriosität als die große Ausgabe. Dann die Werke des Palladio, die Goethe sich schon in Padua beschafft hatte. Eine von Kaiser Joseph II. eigenhändig gefertigte Urkunde vom 23. März 1787 verleiht den Buchhändlern Stahel in Wien und Göschen in Leipzig das Privileg gegen den Nachdruck der Goetheschen Werke für zehn Jahre. Die erste Ausgabe dieser Werke, an deren Herausgabe er bei jenem italienischen Aufenthalt arbeitete und die 1787 bis 1790 bei den genannten Buchhändlern erschien, liegt auf. Sie ist ziemlich kleinen Formats, mit Titelkupfern von Angelika Kaufmann, gestochen von Lips, versehen. Die berühmte Malerin selbst zählte ja in Rom auch zu Goethes Kreise. Ein wahres Document humain ist der Originalbrief von Goethes Mutter vom 17. November 1786 mit den Worten beginnend: „Lieber Sohn, Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können, als Dein Brief aus Rom. Jubeln hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist." Der Brief — eine Leihgabe des Wiener Staatsarchivs — ist doppelt merkwürdig durch sein Schicksal: es war tatsächlich ein Brief, „der ihn nicht erreichte"; das Schreiben ist niemals in die Hände seines Adressaten gelangt, sondern in jene der Staatspolizei gefallen. Ein Bericht des österreichischen Gesandten beim Heiligen Stuhle, Franz Graf Herzan-Haras, an Fürst Kaunitz klärt den Sachverhalt auf. Goethes Korrespondenz wurde beobachtet, sein Verkehr mit Literaten und mit dem Großherzog von Sachsen-Weimar überwacht, und so kam auch der Brief seiner Mutter in die Hand des Sekretärs des Gesandten, welch letzterer ihn der Staatskanzlei einschickte.

Veduten von Rom — auch das große Album mit den Stichen von Piranesi — römische Stadtpläne von G. B. Nolli 1748 ergänzen das Material über Goethes Aufenthalt dortselbst.

Für uns Altösterreicher galt sein Besuch in Torbole am Gardasee von je als spezifisch vaterländische Erinnerung. Die Ortschaft und das Haus, in der er wohnte, sind in der Ausstellung durch Abbildungen illustriert. Die Konstatierung der Lokalität hat ihre fesselnde kleine Geschichte. Als Wohnstätte kamen nämlich zwei Häuser in Betracht, das eine die Finanzwachkaserne, die ehemals Gasthaus war („all' oliva"), das andere ein Privathaus, von dem die Tradition meldete, Goethe habe dort gewohnt und an seiner Iphigenie gedichtet. Nun existiert in Weimar eine Handzeichnung Goethes mit der nach seiner eigenen Mitteilung „vom Fenster" aus aufgenommenen Aussicht von Torbole über den Gardasee. Mit Hilfe einer Photographie dieser Zeichnung wurde an Ort und Stelle verglichen, ob an der Hand dieses Beweisstückes sich etwa das Haus feststellen lasse. In der Tat zeigte sich, daß die Fenster des Finanzwachhauses auf den Monte Baldo zu gehen, während die Aussicht des Privathauses den Blick auf die ganze Länge des Sees bietet und sich, wie die neben der Reproduktion der (äußerst feinen und reizvollen) Goetheschen Zeichnung hängende Photographie dartut, Linie für Linie mit der Zeichnung deckt. Zum Überflusse fand dann auch der durch diese Entdeckung hocherfreute Hauseigentümer auf dem Dachboden

das alte schmiedeiserne Wirtshausschild — es ist, vom Eigentümer dem Wiener Goethe-Museum geschenkt, gleichfalls ausgestellt — wodurch die Beweiskette geschlossen war. Daß aber auch hier die Tragik des Weltkrieges nicht fehle, haben die italienischen Granaten dafür gesorgt, daß das Haus in Torbole samt der daran angebrachten Goethe-Gedenktafel in Trümmer geschossen und so auch das vergrößerte Italien um eine wertvolle Erinnerung ärmer wurde.

Von Goethes Person sind die verschiedensten Darstellungen da. Besonders gibt sich die Gelegenheit, die plastischen Porträts zu vergleichen: das früheste Reliefbildnis vom Frankfurter Melchior (der auch Goethes Eltern modelliert hat), Jugendbüsten, wie die vom Weimarer Hofbildhauer Martin Klauer in antikisierender Art und die schon erwähnte von Trippel, in Rom 1787 angefertigt; dann von späteren die bekannte Büste von Chr. Dan. Rauch, die sich allgemein durchgesetzt hat; daneben zum Vergleiche die sogenannte a tempo-Büste von Friedrich Tieck, dem Bruder des Dichters. Sie hat ihren Namen daher, daß sie im August 1820 bei denselben Sitzungen mit der Rauchschen angefertigt wurde. Die Büste Gottfried Schadows ist mit Hilfe einer über dem Lebenden abgeformten Maske gearbeitet. Goethes Statuette von Rauch gibt seine Gesamterscheinung, mit mäßigem Ansatz zur Leibesfülle, in anheimelnder Weise wieder. Auch die Skizze des Rauchschen Denkmals in antikem Gewande ist zu sehen (Original im Berliner Rauch-Museum). Interessant ist ein Denkmalsentwurf des hochbetagt verstorbenen Wiener Bildhauers Otto König. Selbstverständlich ist auch das Wiener Goethe-Denkmal von Edmund Hellmer, dessen Errichtung im Jahre 1900 auf den Wiener Goethe-Verein selbst zurückgeht, in Abbildungen vertreten. In dem idealisierten Kopfe hat Hellmer eine selbständige und vergeistigte Variante zum Typus Rauchs geschaffen. An die Großplastik schließt sich die Medaille: eine solche von Jean Pierre David d'Angers nach dem Leben, eine von Schadow, vom Wiener Leonhard Posch, von Brandt und von Antoine Bovy in Genf, dann von der Weimaranerin Angelika Facius. In der Vitrine findet sich auch die schöne Gedenkplakette, welche Rudolf Marschall auf die Enthüllung des Wiener Goethe-Monuments ausgeführt hat.

Verschiedene Reproduktionen zeigen eine Auswahl gemalter Goethe-Porträts, so das bekannte Stielersche aus der Pinakothek, jenes von Georg Dawe 1819 (Original im Weimarer Museum), die von Kolbe, Jagemann, Kiprenski (Lithographie).

Eine eigene Abteilung ist dem Kapitel „Goethe in Weimar" gewidmet: Stiche und Lithographien von Weimar und Umgebung zu Goethes Zeit, eine Statuette Karl Augusts von Dondorf, dessen gestochenes Bildnis von Schwerdgeburth, ein Originalbrief des Großherzogs aus 1807, Goethe und Karl August sitzend, Stich von Schwerdgeburth. Eine Reihe von Bildnisreproduktionen ist dem sogenannten Schmellerschen Album entnommen. Schmeller mußte die hervorragenden Besucher Goethes sofort nach dem Leben zeichnen. Insbesondere sind hier Porträts der Personen seines täglichen Umganges gebracht: Eckermann, Riemer, Heinrich Meyer (der „Kunst-Meyer"), Kanzler Müller. Von letzterem zwei interessante Briefe an den Grafen Reinhard, Gesandten Napoleons beim Bundesrate. Die Bildnisse von Goethes Haushälterin und späteren Gattin Christiane Vulpius und von Bettina v. Arnim („Bettina das Kind"), zwei Frauen, die sich auch im Leben nicht mochten, hängen mit dem Rücken gegeneinander In den Vitrinen weitere Proben aus der Lavater-Sammlung: Karl August, Merck, Herder, Goethe selbst (von Lips), Frau v. Branconi, Frau v. Laroche; auch jenes Bild des Theologen Barth, das Goethe scherzweise statt des eigenen an Lavater sandte, der ihn damals noch nicht persönlich kannte — ein Scherz, dem aber Lavater nicht „aufsaß", was ihn in der (von Goethe stets angezweifelten) Richtigkeit der Grundsätze seiner Physiognomie nur bestärkte.

Eine Sammlung von Photographien zeigt uns verschiedene Goethe-Denkmäler: das des jungen Goethe in Straßburg, jenes in Frankfurt (das älteste auf deutschem Boden), Rietschls Doppeldenkmal auf Schiller und Goethe in Weimar, das Goethe-Monument von Berlin, jenes, welches der Deutsche Kaiser im Park der Villa Ludovisi in Rom errichtete, das Karlsbader Denkmal, ein Denkmalsentwurf von Bettina v. Arnim.

Dem Faust ist ein besonderer Schaukasten eingeräumt. Wir finden dort das durch Payer-Thurns eingehende Forschungen agnoszierte Faustbildnis aus dem siebzehnten Jahrhundert, das sich als eine Umformung des heiligen Josef aus Rembrandts „Flucht nach Ägypten" entpuppte, einen „Höllenzwang" (Beschwörungsformel) in Originalhandschrift, Leihgabe des Dr. Richard Kralik; verschiedene Faustbücher, so das Volksbuch von 1725, das Goethe als Quelle benützte; die erste Ausgabe des Goetheschen Fragments mit Kupferstich von Lips nach Rembrandt (Lips läßt hier dem bei Rembrandt bartlosen Magier einen mächtigen Vollbart wachsen),

den „Faust“ im Wiener Nachdruck von Strauß und Geistinger mit einem Titelbild (Kerkerszene) von Rahl, gestochen von Grüner 1806. Interessant ein „Faust“-Stück von Paul Weidmann, einem fruchtbaren Wiener Literaten, der als kleiner Beamter in der Kabinettskanzlei unter Kaiser Joseph II. wirkte. Dieses Stück wurde 1782 als der angeblich Lessingsche „Faust“ gespielt, dessen Niederschrift verloren gegangen und nun wiedergefunden sei: zum letztenmal wurde es am 27. Dezember 1800 im Josefstädter Theater aufgeführt. Die verschlungene Geschichte dieses Faustspieles wird an Theaterzetteln aufgezeigt. Hermann und Dorothea, ein beliebtes Thema für die Maler der Romantik, zog speziell die österreichischen Künstler an, so Führich und merkwürdigerweise auch Gauermann, dessen Brunnenszene von Rahl gestochen wurde.

Goethes Nachkommenschaft bildet den Gegenstand einer eigenen Abteilung: ein rührendes Kinderbildnis der in Wien früh verstorbenen, auf dem Währinger Friedhofe begrabenen Enkelin Alma, ihr Partezettel, das herrliche Gedicht Grillparzers auf ihren Tod im Faksimile nach dem Original der Wiener Stadtbibliothek; ferner die Schwiegertochter Ottilie v. Goethe, die ja durch Jahre hier lebte und von der, zum Teil dank der Güte von Professor A. F. Seligmann, dessen Vater als Arzt und Berater Ottiliens zu dieser in freundschaftlicher Beziehung stand, Briefe und persönliche Andenken da sind. An sie gemahnt auch ein von ihr für Goethe gesticktes Lesepult, das später an sie zurückkam und als Geschenk der Hofrätin Lang-Littrow an das Goethe-Museum gelangte.

Die Enkel Walter und Wolfgang (nachmals Freiherr v.) Goethe sind durch Briefe und eigene Werke vertreten, ersterer durch musikalische Kompositionen, letzterer durch Dichtungen; von Wolfgang ist die Photographie eines guten Aquarellporträts von Goebel da. Ein Brief Ottiliens an Dr. Seligmann beschäftigt sich besorgt mit seinem Gemütszustand.

Ein besonderes Schaupult bietet Material, das sich auf den „Westöstlichen Diwan“ bezieht. Vier von der Wiener Nationalbibliothek geliehene Blätter der Goetheschen Originalhandschrift, dann verschiedene Quellenwerke dazu, Bildnisse der Marianne von Willemer (Suleika) wie ihres Gatten und manches andere erläutern die Zusammenhänge. Eine besondere Relation zu Wien wird hier durch Goethes innigen Kontakt mit dem Orientalisten Freiherrn v. Hammer-Purgstall hergestellt, von dem Goethe sagt: „Wieviel ich diesem Manne schuldig geworden, beweist mein Büchlein in allen seinen Teilen.“ Zeugnisse von Hammers Hand bestätigen diese rege Wechselbeziehung der beiden Männer. Auch ein Brief Goethes an den Direktor des Wiener Naturalienkabinetts, Schreiber, spinnt Fäden von Weimar nach Wien und weckt das immer wiederkehrende Bedauern, daß es zu einer Wiener Reise Goethes nicht gekommen ist.

Weitere Gedenkstücke an die Beziehungen Goethes zu Österreich haben in Form von Erinnerungen an Ulrike von Levetzow, an Kaiser Franz und seine Gemahlin Maria Ludovica in einer Vitrine Platz gefunden, wo auch die Karlsbader Gedichte Goethes in der für die Kaiserin bestimmten, in Seide gebundenen Abschrift ausgestellt sind.

Die Bibliothek der Kaiserin Maria Ludovica selbst wurde — ein hübscher Einfall — in nächster Nähe untergebracht. Die Auswahl der Bücher ist für die Geistesrichtung dieser durch ihren Verkehr mit dem Dichterfürsten der Goethe-Forschung wichtig gewordenen Frau und für ihre Zeit ungemein charakteristisch. Nicht minder bezeichnend ist übrigens das äußere Gewand ihrer Bücher: anscheinend in demselben roten, goldgepreßten Einband wie die Werke der Fideikommißbibliothek aus jener Epoche, zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß die Einbände der letzteren aus Saffianleder, die der Kaiserin aus Papier sind. Nachkriegszeit, in der man sich bescheiden lernt!

Bescheiden, so sagte ich schon, ist auch, was der Wiener Goethe-Verein mit seinem Museum den Beschauern bietet: ein kleines Zweiglein nur zum unverwelklichen Lorbeerkranze des Unsterblichen. Doch für unsere Goethe-Gemeinde wie für alle jene, die sich in ihrem Glauben an die unzerstörbare kulturelle Sendung deutschen Geistes beim Namen dieses Größten und Einzigen stärken und erheben, in trübster Zeit ein kostbares Unterpfand für eine lichtere Zukunft. Das Volk, das einen Goethe hervorbrachte, kann nicht untergehen.

In hoc signo vinces!

* * *

# EIN UNBEKANNTES JUGENDBILDNIS GOETHES

Aufgefunden und mitgeteilt von
Dr. RUDOLF PAYER-THURN.

In jahrzehntelanger unermüdlicher Sammeltätigkeit hat Johann Kaspar Lavater mehr als zwanzigtausend Aquarelle, Handzeichnungen und Kupferstiche aufgehäuft, die die Grundlagen seiner physiognomischen Studien und zugleich die Vorlagen zu den Stichen und Radierungen in den „Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" gebildet haben. All diese zahlreichen Blätter hat er später, nachdem er sie aus den Händen der Stecher zurückerhalten hatte, auf Karton aufziehen, und je nach der Bedeutung, die er dem einzelnen Blatte beimaß, mit Umrahmungen, zum Teil sogar mit Glasplatten versehen lassen und charakterisierende Beischriften — zum großen Teil in holprigen Hexametern — hinzugefügt. „Er hatte alle Zeichnungen und Kupferstiche", erzählt sein Schwiegersohn Geßner, „nach einer, soviel ich weiß, durchaus eigenen Manier zusammengerichtet, beinahe alle aufziehen und zurüsten lassen, daß er sein physiognomisches Urteil unten aufschreiben konnte; was er in anderer Form erhielt, das mußte sogleich in diese Form gebracht werden, um zu seinem Ganzen zu passen[1]".

Das ist jedoch durchaus nicht immer gleich nach der Entstehung der Zeichnung geschehen, oft liegt ein Zeitraum von mehr als einem Jahrzehnt dazwischen. Besonders deutlich können wir das an den Schmollschen Aquarell-Bildnissen von Goethe und seinen Eltern beobachten, die unsere „Chronik" seinerzeit in genauer Nachbildung der Originale gebracht hat. Die Bilder selbst sind, wie dort nachgewiesen ist, durchwegs im Jahre 1774 entstanden, die Hexameter auf das Bild des jungen Goethe (XVIII. Band, Nr 1) sind jedoch vom 25. Juni 1789, die zu dem Bildnisse des Herrn Rat (XXVIII. Band, Nr. 1—2) vom 9. Oktober 1793, jene zum Bildnisse der Frau Rat (XXIX. Band, Nr. 1—6) vom 21. Dezember 1784 datiert.

Mit dieser Arbeit war Lavater noch nicht ganz zu Ende gekommen, als ihn am 26. September 1799 an einer Straßenecke von Zürich der Bajonettstich eines französischen Soldaten traf, den er einige Minuten zuvor mit Speise und Trank erquickt hatte. Als er an den Folgen dieser Verwundung am 12. Jänner 1801 gestorben war, blieb ein ganz kleiner Rest übrig, der mit der ganzen Sammlung in die Habsburg-Lothringische Familienfideikommis-Bibliothek gelangt ist. Dort ist der Zusammenhang mit dem „Physiognomischen Kabinette" Lavaters irgend einmal verloren gegangen, offenbar, weil die Blättchen nicht so adjustiert waren wie die übrigen Bestandteile. Sie wurden darum auch nicht in die Numerierung einbezogen und fanden sich zufällig in einer Sammelmappe, die ganz verschiedenartige Blätter, meist unbekannter Herkunft vereinigte.

Unter diesen fand sich auch das Miniaturbild, das wir hier dank dem gütigen Entgegenkommen der Wiener graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Originalgröße wiedergeben können. Es ist mit Ölfarben auf einen dünnen, weißen, glatten Karton gemalt und nicht ganz regelmäßig knapp beschnitten; am Rande ist an einzelnen Stellen, wie unsere Reproduktion zeigt, die Farbe abgesprungen.

Nun gilt es, dem Findling seine Stelle unter den bekannten Goethe-Bildnissen anzuweisen.

Wenn wir dabei zunächst von dem Kostüm, der antiken Gewandung und dem offenen, wallenden Haar ausgehen, so müssen wir unwillkürlich an die erste Aufführung der Iphigenie auf dem herzoglichen Liebhabertheater in Weimar (6. April 1779) denken, bei der Goethe den Orest spielte. In diesem Kostüm hat ihn denn auch der Weimarer Hofbildhauer Martin Gottlob Klauer in den sechs verschiedenartigen Porträtbüsten dargestellt, die sämtlich um 1780 entstanden sind, und von denen wir die eine, welche unserem Bilde ziemlich nahe steht, dank dem gütigen Entgegenkommen des Herrn Prof. Dr. Anton Kippenberg nach dem Originalklischee des prächtigen Büchleins: Goethes äußere Erscheinung von Emil Schaeffer vorführen können.

Allein von diesem Wege werden wir sofort abgelenkt, wenn wir den „Dritten Versuch" der „Physiognomischen Fragmente" aufschlagen, dessen Zueignung an den Landgrafen von Hessen-Homburg „Zürich, den 7. Oct. 1776" datiert ist. Dort findet sich zwischen Seite 218 und 219

[1] O. Pestalozzi, Johann Kaspar Lavaters Beziehungen zur Kunst und zu den Künstlern. S. 86.

ein blattgroßer Kupferstich, der hier unten auf den Maßstab unseres Miniaturbildnisses reduziert wiedergegeben ist. Er steht zweifellos unter allen bekannten Goethe-Bildnissen, was die äußere Aufmachung betrifft, dem unsrigen am nächsten.




Hören wir einmal, was Lavater auf S. 219 zu dieser Tafel LXV des III. Bandes zu sagen hat: „Um sich von der Wahrheit und Bedeutsamkeit aller menschlichen Gesichtszüge zu überzeugen, darf man nur ein und dasselbe Gesicht oft nacheinander Copie von Copie copieren — alle Copien nebeneinander legen und mit dem Original vergleichen.

Das Bild, das wir vor uns haben, ist die vierte Copie von Copien... Beweis — wie Abweichung von Wahrheit und Schönheit — einmal angefangen — von Moment zu Moment furchtbar wird — Beweis aber auch, daß gewisse Gesichter, auch in der erbärmlichsten Carrikatur, beynah immer noch etwas behalten — das sie von gemeinen Gesichtern unterscheidet... Warum hat dies Gesicht so wenig von der Größe und Majestät des vorhergehenden? Warum ist verschwunden aller poetische Geist? — Offenbar vornehmlich um zweener Gründe willen. — Das Gesicht ist einerseits länglichter, gedehnter — anderseits perpendikularer im Ganzen. Wir reden itzt noch nicht von einzelnen Zügen. Wir reden von der ganzen Form überhaupt. Man drücke in Gedanken dies Gesicht zusammen — man schiebe die Stirn oben und das Kinn unten ein wenig zurück; man ziehe die Nase um etwas hervor — hervor um etwas den Bogen vornen an der Stirne — und ihr werdet auf jeden Versuch sogleich entscheidenden Effekt, ihr werdet wieder mehr Poesie in diesem Gesicht erblicken! Aber alle diese Versuche... werden dem Gesichte die Geistigkeit und Kraft des vorigen noch nicht geben. Denn der Mund vornehmlich — ist völlige Carrikatur — besonders durch die crasse Unterlippe und die Höhlung drunter, Auch was vom Ohre sichtbar ist, der Umriß von der Kinnlade und der craßrunde Hals — hilft den Eindruck von Fläche des Charakters und unpoetischem Sinne zu stärken.

Und dennoch... in dieser entsetzlichen Carrikatur noch Spuren des großen Mannes — im Auge wenigstens und in der Oberlippe — und in der Stellung des Kopfes."

Soweit Lavater selbst. Das Bild, mit dem die „Karikatur" verglichen wird, ist das auf der vorausgehenden Tafel wiedergegebene Gipsrelief, das wir nach einem plastischen Rekonstruktionsversuch von Hugo Zellner, der sich in unserem Goethe-Museum befindet, in unserer „Chronik" (XX. Band, S. 7) abgebildet haben.

„Das Bild, das wir vor uns haben, ist die vierte Kopie von Kopien" — Lavater hat also Goethes Kopf in derselben Stellung und Aufmachung zur Zeit, als der Dritte Versuch erschienen ist, viermal — offenbar von verschiedenen Künstlern — kopieren lassen.

Wo ist nun das Original zu suchen, von dem die erste Kopie genommen ist? Weder in Lavaters Sammlung noch sonst irgendwo in öffentlichem oder privatem Besitz ist bisher ein Bild aufgetaucht, das ohneweiters die Vorlage zu unserer „Karikatur" hätte bilden können. Da bleibt eben nur die Möglichkeit, daß es eines von den bekannten Goethe-Bildnissen gewesen ist. Als solche kommen meines Erachtens nur zwei in Betracht:

Erstens das oben genannte Gipsrelief, etwa in der Weise, daß Lavater einen Maler beauftragt hätte, nach dem Relief ein Bild zu malen.



BÜSTE VON MARTIN GOTTLOB KLAUER (1778—1779)
aus: Emil Schaeffer, Goethes äußere Erscheinung



ÖLMINIATUR VON WILHELM TISCHBEIN (1781?)
Originalgröße



TUSCHZEICHNUNG VON JOHANN HEINRICH LIPS (1779)
aus: Emil Schaeffer, Goethes äußere Erscheinung



ÖLMINIATUR VON JOHANN DANIEL BAGER (1773)
aus: Emil Schaeffer, Goethes äußere Erscheinung

Zweitens das Ölbild von Johann Daniel Bager[2], das dem Gipsrelief sehr nahe steht und sich in der Auffassung von einem anderen Typus, dem Schmollschen ganz wesentlich unterscheidet.

Stirn, Auge und Nase stimmen vollkommen überein, nur die Mundpartie weicht etwas ab. Von den Verschiedenheiten des Kostüms — daß bei Bager das Haar über dem Ohr zu einer sogenannten Kanonenlocke aufgerollt und im Nacken durch ein Band zusammengehalten ist, daß sich um den in beiden Fällen tief ausgeschnittenen Hals statt der antiken Tunika die Spitzenkrause eines modernen Hemdes legt — müssen wir natürlich absehen.

Die Versuche, ein Idealbild Goethes in dieser Auffassung herstellen zu lassen, kann Lavater ganz wohl auch nach dem Erscheinen des Dritten Bandes fortgesetzt haben, und einen solchen späteren Versuch dürften wir hier vor uns haben.

Besondere Gelegenheit dazu bot sich, als im Frühjahr 1871 der hessische Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein — derselbe Tischbein, der uns aus der „Italienischen Reise" als Begleiter Goethes in Rom und Neapel sowie durch sein Bild „Goethe auf römischen Ruinen in der Campagna" bekannt ist — auf der Rückreise von seinem ersten Aufenthalt in Italien mittellos in Zürich liegen blieb. In seiner Selbstbiographie[3] erzählt er, wie in Zürich sein erster Gang zu Lavater ist, den er eben im Begriff findet, in die Predigt zu gehen, und der ihn noch am selben Nachmittag in seinem Absteigequartier aufsucht. „Er besah einige Zeichnungen bei mir, und als er hörte, daß ich Porträts malte, freute er sich und bat mich, einige seiner Freunde zu malen. Ich erwiderte, dies sei auch mein Wunsch, und besonders, es unter seiner, eines so großen Menschenkenners, Leitung zu thun." Ausführlich erzählt er weiter, wie er durch Lavaters Vermittlung dazu kam, den Patriarchen Bodmer zu malen. Damals spannen sich auch schon durch Lavaters Hand die ersten Fäden zu einer Anknüpfung mit Goethe. Während seines Züricher Aufenthalts ist auf Bestellung Karl Augusts das Bild „Götz von Berlichingen, wie er den Weislingen gefangen hat" entstanden, das heute im Goethe-Haus zu Weimar hängt.

Lavater war eifrig bestrebt, seinen Schützling dem kunstliebenden Herzog von Weimar zu empfehlen. Für einen Abguß der Klauerschen Porträtbüste Goethes, die ihm der Herzog gesendet hatte, dankt er in folgendem Briefe[4].

„Zürich, 19. Mai 81

Herzlichen Dank, beßter Herzog, für die Büste von Goethe, die mir und allen die ihn lieben, so viele Freude macht. — Sie ist so wahr und so schön. Wir sagten: „Wenn man den Kopf von Hof zu Hofe schickte — ob man so einen Mann zum Minister wollte — würden die Fürsten alle sogleich sagen — Ja! und wenn man ihn von Akademie zu Akademie schickte — wollt Ihr so einen Präsidenten? Ja! und von Weib zu Weib — wollt Ihr den Mann im Leben sehen? o Ja! wär Er schon da!" Ein paar Zeilen weiter heißt es in demselben Briefe: „Der herrliche Tischbein ist izt bey uns; o, wenn der Sie und Goethe mahlte! ... Ich hoffe, daß der einmahl meiner Idee von Porträt näher kommen wird, als alle, von denen ich Porträte sahe. Er hat gerade so viel und nicht mehr Talent, Kunst, Übung und Sinn als erforderlich sind, und sehr viel Bescheidenheit und Lernensbegierde ..."

Was liegt da näher, als anzunehmen, daß Lavater den so dringend ausgesprochenen Wunsch, ein Bild Goethes von der Hand Tischbeins zu besitzen, noch während der Anwesenheit des Künstlers in Zürich (bis 24. Oktober 1782) zu verwirklichen getrachtet hat.

Von einer Aufnahme nach dem Leben konnte natürlich keine Rede sein, denn damals hatte Tischbein Goethe ja noch niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen; es konnte sich also nur um eine Art Idealbild handeln, zu dem ihm Lavater bestimmte Vorlagen liefern mußte.

Von den vorhandenen älteren Bildnissen kam für ihn zu diesem Zwecke einzig und allein das Bagersche Miniaturbildnis[5] in Betracht, denn

[2] Das Bild ist kürzlich in der von Ludwig Hirschfeld geleiteten „Modernen Welt" (II. Jahrg., Heft 11) als Titelbild zu einem ausgezeichnet unterrichtenden Aufsatz von Eduard Castle über Lavaters Physiognomisches Kabinett in farbiger Wiedergabe in Originalgröße erschienen.

[3] Aus meinem Leben. Von J. H. Wilhelm Tischbein. Herausgegeben von Dr. Karl G. W. Schiller. Braunschweig 1861, S. 202. Über Goethe und Tischbein vgl. Wolfgang v. Oettingen, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 25. Bd.

[4] Heinrich Funck, Goethe und Lavater. Schriften der Goethe-Gesellschaft, 16. Bd., S. 357 f.

[5] Das wir hier dank dem gütigen Entgegenkommen des Herrn Prof. Dr. Kippenberg nach dem Originalklischee aus „Goethes äußere Erscheinung" von Emil Schäffer zum Vergleich heranziehen können.

das Miniaturbild von der Hand seines Schwagers Schmoll hatte Lavater mit dem Hexameter abgetan:

Carricatur des Gesichts das Seinesgleichen umsonst sucht.

Dazu kam aber noch aus jüngster Zeit ein Profilbild Goethes, das Johann Heinrich Lips während Goethes zweiter Schweizerreise 1779 angefertigt hatte, das aber bei einem unbekannten Anlasse noch vor der Übernahme durch die kaiserliche Bibliothek aus Lavaters Physiognomischem Kabinette versprengt worden war und nach mancherlei Irrfahrten glücklicherweise im Frankfurter Goethe-Museum gelandet ist. Es ist zum ersten Male von Otto Heuer, 1897, in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main (Neue Folge, 13. Band, S. 73 ff.) veröffentlicht worden und wird hier nach dem Originalklischee aus dem Schäfferschen Buche wiedergegeben.

Wenn wir zu unserem neu aufgefundenen Bilde zurückkehren, so fällt uns sofort ein, was Minna Körner nach ihrer Erinnerung aus der Zeit, da Goethe als etwa achtzehnjähriger Jüngling im Dachstübchen ihres Vaters, des Kupferstechers Johann Michael Stock in Leipzig, ein häufiger, gern gesehener Gast war, erzählt: Goethe hatte das schönste braune Haar; er trug es ungepudert im Nacken gebunden, aber nicht wie der alte Fritz als steifen Zopf, sondern so, daß es in dichtem Gelocke frei herabwallte. Später allerdings, in der Weimarer Zeit, hat auch er sich zu dem allein hoffähigen Zopf bequemen müssen, wie das Lipssche Bild zeigt.

Ein sorgfältiger Vergleich unseres neuaufgefundenen Bildes mit dem Bagerschen Ölbild einerseits und der Lipsschen Tuschzeichnung anderseits führt uns zu folgenden Beobachtungen:

Die Profillinie wie der Campersche Gesichtswinkel stimmt bis zur Oberlippe herunter an allen drei Bildern auffallend überein, nur bei Bager tritt das Stirnbein über dem Nasenansatz etwas stärker hervor. Der Schwung der Augenbrauen ist derselbe.

Das Auge hatte Lavater sowohl bei Bager wie bei Schmoll zu tadeln gefunden: „Jeder Kleinere mahlt viel kleinlicher Lippen und Aug' Dir“ steht unter anderem von Lavaters eigener Hand auf der Vignette zu dem Bagerschen Bilde zu lesen, und „des Auges Blitz fehlt“ heißt es bei Schmoll. Auf unserem Bilde aber sind die

Zaubernden Augen mit Götterblicken
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,

die überall dort, wo Zeitgenossen — von früher Jugend an bis in das späte Alter — über Goethes äußere Erscheinung berichten, eine so große Rolle spielen, wundervoll zur Geltung gekommen, sie beherrschen geradezu den ganzen Gesichtsausdruck. Das führt uns sofort wieder zu unserem Tischbein zurück, denn: „Lernte Tischbein in Italien Hände und Füße zeichnen, so deutete ihm Lavater die Sprache der Augen, und noch in späteren Bildern kehren sie wieder, diese übergroßen, durch Glanzlichter betonten und vielsagenden Augen[6].“ Wir können sie z. B. ganz gut schon auf dem in Zürich entstandenen Bilde „Götz und der gefangene Weislingen“ (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 25. Band, Tafel 2) an allen dargestellten Personen, ganz besonders an dem Knaben Georg und sogar an dem Knappen im Hintergrunde, der dem Ritter den Harnisch abnimmt, beobachten.

Der Hals hinwiederum, der bei Lips durch eine hohe Binde verhüllt ist, verläuft in derselben Linie und Modellierung wie bei Bager.

Zum Schlusse wäre noch ein Wort über das Kostüm zu sagen, das hier nur skizziert erscheint. Der grellrote antike Mantel und das gelbe Unterkleid erinnert sofort an die Tischbeinschen Bildnisse von Schiller und von Johann Heinrich Voß. Allein hier würden wir uns auf einem gänzlich falschen Wege befinden, denn diese Bildnisse rühren nicht von unserem Tischbein, sondern von seinem Vetter Johann Friedrich August Tischbein her.

Einen roten Rock trägt allerdings der junge Goethe sowohl bei Schmoll wie bei Bager, bei letzterem sogar mit einem breiten gelben Umschlagkragen, der uns in ähnlicher Form auch auf der anonymen Radierung begegnet, die als erstes Porträt Goethes selbständig in den Kunsthandel gekommen ist.

Das Endergebnis der vorausgehenden Betrachtungen und Vergleiche kann nur sein, daß wir hier unzweifelhaft ein Bild des jungen Goethe vor uns haben, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach von der Hand Johann Heinrich Wilhelm Tischbeins. Es ist zugleich das erste von den uns erhaltenen Jugendbildnissen Goethes, in dem — im Gegensatz zu der philiströsen Auffassung eines Schmoll oder Bager — der Apollotypus des jugendlichen Genius voll und ganz zum Ausdruck kommt.

[6] Franz Landsberger, Wilhelm Tischbein, Leipzig 1908, S. 34 f.

* * *

# GOETHE IM „KRANZ"

Zur Geschichte der Goethe-Verehrung in Böhmen[1].

Von EDUARD CASTLE.

August Sauer hat in seine Sammlung „Goethe und Österreich" (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 17. und 18. Band) vier Briefe des seit dem Sommer 1813 in Prag angesiedelten Geschichtschreibers und Kritikers Karl Ludwig von Woltmann und zwei seiner Frau Karoline, geborenen Stosch aus den Jahren 1815, 1816, 1818 und 1826 aufgenommen.

Woltmann, aus seiner Jenaer Zeit 1794—1797 mit Goethe und Schiller persönlich bekannt, ein scharfblickender Beobachter und geistreicher Beurteiler ihrer Eigenart, wie ihre Charakteristik in den „Memoiren des Freiherrn von S—a" zeigt (von Sauer wieder abgedruckt, SGG 18, 398 f. = Goethes Gespräche Nr. 830), verehrte beide und wandelte als Geschichtschreiber auf Schillers, als Dichter auf Goethes Spuren, denn ihm war „Schiller eigentlich ein Denker und Goethe ein Dichter". „Ihre Gebilde", heißt es in einem Brief seiner Frau vom 13. Juni 1818 an Goethe, „waren nebst Klopstocks in unsrer Literatur das Höchste, was ihn je, das einzige, was ihn immer und zuletzt noch anzog, Ihr Geist war der Gefährte seiner besten Stunden" (SGG 18, 319). Und er selbst hebt am 18. April 1815 hervor (SGG 18, 303): „Stets habe ich meine Frau dahin mitgenommen, wo Ihr Geist anzutreffen war. Vor vierzehn Jahren blühte unsre Liebe vorzüglich unter dem Genuß Ihrer Poesie auf, und Ihr Sinn ist seitdem uns beiden immer gegenwärtig geblieben, so daß wir sagen könnten, wir seien nicht selbander, sondern selbdritten." „Woltmann", bemerkt Goethe in den Tag- und Jahresheften, wo er von der Universität Jena auf dem Gipfel ihres Flors 1797 spricht (W I 35, 71), „hatte sich interessant gemacht und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen."

Volle Anerkennung ist ihm aber zu seinen Lebzeiten versagt geblieben. Um sie ihm zu verschaffen, nahm gleich nach seinem Tode (19. Juni 1817) die Witwe die Herausgabe seiner „Sämtlichen Werke" auf eigene Kosten in Angriff. Am 13. Juni 1818 (SGG. 18, 319) sandte sie Goethe die erste Lieferung mit der Bitte zu, „daß er durch ein öffentliches Urteil den Gesichtspunkt, vielleicht in den unvergänglichen Blättern über Kunst und Altertum, aufstelle, aus dem Woltmann und seine Werke zu betrachten sind." Aber erst mit der vierten Lieferung (1819) scheint sich Goethe wirklich zwei Tage beschäftigt zu haben: er las am 3. und 4. Jänner 1820 Woltmanns „Geschichte des Westfälischen Friedens" (Goethes Tagebücher 7, 125, 301 f. mit irrtümlichem Hinweis auf die Ausgabe von 1808), ohne daß es jedoch zu einer öffentlichen Äußerung über das Werk kam. Daß Frau von Woltmann mit Goethe in den böhmischen Bädern 1818—1823 zusammengetroffen wäre, ist nicht nachzuweisen. 1823 wandte sich der Prager Schriftsteller W. A. Gerle, „dem vor 18 Jahren als Jüngling das Glück zuteil geworden, Goethe in Karlsbad seine Ehrfurcht zu bezeigen", in Gesellschaft mit ihr an den verehrten Meister, daß er sie bei der Redaktion einer Zeitschrift unterstütze, deren Leitung sie beide übernommen hatten; es handelte sich um den dreimal wöchentlich im Umfang eines Quartbogens erscheinenden „Kranz, oder: Erholungen für Geist und Herz. — Eine Unterhaltungsschrift für gebildete Leser[2]." „Daß jene Dame", schreibt Gerle am 4. November 1825 (SGG 18, 403), „eine sehr gütige Antwort auf unser gemeinschaftliches Schreiben erhalten, erfuhr ich leider nur aus der dritten, vierten Hand, denn mein bißchen Verträglichkeit, das mich schon hübsch lange und in den verschiedensten Verhältnissen durch die Welt leitet, hielt dieser gelehrten Frau gegenüber nicht stich, und ich hatte, bevor Ihre

[1] Der vorliegende Aufsatz ist 1916 entstanden gelegentlich meiner Arbeit an dem Kommentar zu Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.), in dem ich III, 31 f., 46 f., 48, 52, 53 auf den ganz vergessenen und übersehenen „Kranz" hingewiesen habe. Im Juli 1917 ist der 17. Band der Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen (BSB), Goethes Briefwechsel mit J. S. Grüner und J. St. Zauper, herausgegeben von August Sauer, erschienen, dessen Anmerkungen ebenfalls den „Kranz" berücksichtigen. Alle Stellen, die sich auf diese Veröffentlichung beziehen, arbeite ich, nachdem mein Aufsatz jahrelang bei der Schriftleitung der Chronik geruht hat, erst jetzt unmittelbar vor dessen Drucklegung im November 1921 ein.

[2] Zur Bibliographie und Geschichte der Zeitschrift vgl. Goedeke VIII, 35 (§ 314, I, 158), IX, 147 f. (S. W. Schießler: § 331, 11. 17 und 18), IX, 137 (W. A. Gerle: § 331, 10. C. 39); dagegen fehlt VI, 430 f. (Karoline v. Woltmann: § 295, III, 12) ein Hinweis auf den „Kranz".

Antwort ankam, ihr bereits die Redaktion allein überlassen", nämlich seit 1. Februar 1824. Auf dem Titelblatt des Jahrganges 1824 erscheint Karoline von Woltmann allein als Herausgeberin genannt.

Zweimal nimmt der „Kranz" im April 1823 unter den „Mannigfaltigkeiten aus der Nähe und Ferne" Bezug auf Goethe. Eine Notiz in Nr. 7, S. 28 ergreift für Goethe Partei gegen die „falschen Wanderjahre":

Eine unsrer geistreichsten Frauen fällte über die sogenannten falschen „Wanderjahre" (von Pustkuchen) folgendes Urteil: „Das Buch wäre ein schlechter Streich, wenn es nicht ein halb blödsinniger wäre. Da ist auch so ein lieblicher Gemütsmensch, der vor Pauken- und Trompetenschall der Sittlichkeit und Frömmigkeit das stille wahre Worte des Herzens nicht vernimmt, daß Bescheidenheit, Ehrfurcht, Dankbarkeit, kurz alles, was die Heiden eigentlich Frömmigkeit nannten, und dem die Lehre der Christen gewiß diese Bedeutung nicht entzogen hat, zur Sittlichkeit gehört, und daß es eine Sittlichkeit des Geistes wie des Herzens gibt. Man kann nicht gegen das Buch eifern, nur gegen den Strich der Zeit, der solcher Misere Ansehn gewährt. — Wenn im bürgerlichen Leben ein Mensch das Eigentum des andern (und eines wie andern?) öffentlich an sich reissen könnte, diesem dadurch zu schaden, ihn zu entwürdigen, würde sich nicht alles darüber empören? Wie gelingt als[o] das Stückchen in der Literatur? Die Antwort ist leider: Wir kennen das Eigentum, den Wert unserer besten Geister nicht, wir mangeln des Ruhms, den wir vor den Griechen haben sollten."

In Nr. 12, S. 46 werden ein paar Zeilen Fischers Übersetzung von „Hermann und Dorothea" ins Lateinische[3] gewidmet:

Ein Professor des Gymnasiums zu Schönthal, Hr. B. G. Fischer, hat eine lateinische Übersetzung von Goethes Hermann und Dorothea (Stuttgart bei Metzler) geliefert. Wenn wir gleich nicht begreifen, für wen diese Übertragung eigentlich bestimmt sei, so verdient doch die größtenteils gelungene Arbeit Lob. Die Versifikation ist gewandt, und der Verfasser hat manche Goethische Wendungen recht glücklich nachgebildet; nur schade, daß ihm manchmal Reime entschlüpfen, die hier sehr störend wirken.

Möglicherweise stammen diese Notizen von Frau von Woltmann.

Ende 1823 oder Anfang 1824 schickte sie Goethe ihr Büchlein: „Spiegel der großen Welt und ihrer Forderungen. Allen, die in jene treten und diesen entsprechen wollen, insbesondere jungen Frauenzimmern gewidmet[4]." Goethe schenkte dem Werklein am Abend des 11. Jänner 1824 einige Beachtung (Goethes Tagebücher 9, 166). Wohl bald darauf hat er John die Notiz diktiert (mitgeteilt von Eckermann in den Nachgelassenen Werken 49 [1833], 159 = W I 42/2, 58. 284):

„Dieses Heft oder, wenn man will, gefällig geheftete Büchelchen lag auf dem Tische eines Gesellschaftszimmers: ein Freund nahm es auf, und nachdem er kaum einige Seiten konnte gelesen haben, rief er aus: ‚Was doch die Frauen schreiben lernen!' Ein anderer nahm es auf und, wie der erste nach kurzer Frist, sagte ganz ruhig: ‚Was doch die Frauen aufpassen!' Beides zusammengenommen möchte wohl zur Würdigung dieses Werkleins den besten Anlaß geben."

Durch Frau von Woltmann wird „Der Kranz" im ersten Halbjahr 1824 geradezu das Organ der Goethe-Gemeinde in Böhmen, was die Goethe-Forschung bis jetzt gänzlich übersehen hat; auch Kipka in seiner umfassenden Bibliographie (Goedeke ³ IV/3) weiß von den „Kranz"-Aufsätzen nichts.

Im Februarheft bringt Frau von Woltmann in Nr. 15 und 16 (S. 59/60, 62/3 einen Aufsatz „Uiber Wilhelm Meisters Wanderjahre. Von Göthe. [1821.] (Von Rudolph Glaser.)". Der spätere Herausgeber von „Ost und West", Schwager Karl Egon Eberts, genießt „selige Stunden bei der Lesung des herrlichen Werkes" und liest aus

[3] Arminius et Theodora auctore Goethe. Latine vertit M. Benjamin Gottlob Fischer. Stuttgardiae MDCCCXXII mit gegenüberstehendem deutschen Text; vgl. Goethes Tagebücher, 8. Juli 1823; Goethe an Schultz, Marienbad unter demselben Tag; Gespräche mit Eckermann, 18. Jänner 1825. In Tepl wird noch das Exemplar aufbewahrt, das Goethe sich zur Einsicht ausgebeten hatte und am 11. August 1823 zurückstellte (BSB 17, 461).

[4] (Motto:) Erlaubt ist, was gefällt! Erlaubt ist, was sich ziemt! Pesth und Leipzig. K. A. Hartlebens Verlag. 1824. (Vorrede datiert: Dresden, den 19. July 1823.) XII + 162 Seiten + 2 nicht bezifferten Seiten Inhalt. 8⁰. Goedeke VI, 430, verzeichnet unter 5) ein vielleicht gar nicht existierendes Buch: Spiegel der großen Welt oder über Natur und Bestimmung der Frauen. Prag 1814.

ihm wie aus allen Werken Goethes den Sinn heraus:

„Das Leben ist eine herrliche Gabe, und der Mensch nur selbst Schuld daran, wenn er sich den reinen heiteren Genuß derselben verkümmert.... Das gewöhnliche Leben ist hier [in den „Wanderjahren"] mit einem Glanz umgeben, der uns entzückt, und durch das ganze Werk geht der Gedanke: Sieh nur um dich mit reinem klaren Sinn, und das Leben bietet dir eben Schönes dar. Wolle du nur, und du hast des Guten in erfreuender Fülle. Dabei aber spricht das Buch mit tausend Zungen: ‚Das Schicksal will dich enthaltsam, Mensch, folge ihm stumm.'"

Glaser faßt am Schluß zusammen:

„Es scheint mir, als seien die Wanderjahre kein Roman, kein dichterisches Werk, sondern die poetische Form selbst, die der Welt und ihren Zuständen gegeben wird. Wir fühlen uns mitten ins Weltleben versetzt, wir sind Mitspieler in diesem großen Schauspiel. Fast werden wir durch die Fülle und Menge der Erscheinungen verwirrt, da rührt der Dichter den Zauberstab und läßt uns in dieser anscheinenden Verwirrung den Zusammenhang und die Uibereinstimmung deutlich schauen. So ist dieses Werk den Homerischen Gedichten gleich, weil die ganze kultivierte Welt darin spielt, wie in jenen die ganze damalige Griechenwelt. — Der Mensch mit seinen mannigfaltigen Anlagen und Kräften, die alle von der geringsten praktischen bis zur höchsten schaffenden des Künstlers ausgebildet werden sollen, liegt offen vor unserm Blick. Immer wird auch darauf hingewiesen, daß das Höchste nur durch einen Verein tüchtiger Menschen könne geleistet werden."

Frau von Woltmann fügt diesem Aufsatz die redaktionelle Anmerkung hinzu:

„Unter den vielen erschienenen Urteilen über jenes wunderbare Werk, dürfte sich das folgende durch unbefangene Hingebung an Sinn und Form des Dichters und durch natürliche Frische und Kraft auszeichnen. Wir möchten noch tiefer greifen in einem Punkt als der Verfasser, und die Wahrheit, daß der ächte Genuß der Dinge n u r mit der Entsagung ihres unrechtmäßigen Besitzes zu erkaufen sei: als Grundlehre des Ganzen erkennen."

Diesen Gedanken greift Glaser auf und verbindet ihn geschickt mit der tragischen Theorie, die Goethe in „Shakespeare, verglichen mit den Alten und Neusten" (Morgenblatt 1815 = W I 41/1, 57 ff.) aufgestellt hat. Im Aprilheft Nr. 2 und 3 (S. 2/3, 7) folgt ein „Nachtrag zu dem Aufsatze: „Über Wilhelm Meisters Wanderjahre."

„Goethe, in dem wohl die neueste Poesie ihren Gipfel erreicht hat, führt in seinen bedeutendsten Produktionen den Gedanken durch: wie übel es mit dem Menschen stehe, wenn er nach Dingen strebt, die ihm nun einmal versagt sind; und zeigt dabei, worin das rechte Maß des wahren Strebens bestehe."

In Werther, Faust, Wilhelm Meister (in den Lehrjahren), den Wahlverwandtschaften, Götz, Egmont, Tasso,

„in allen diesen Werken finden wir ein Wollen dargestellt, das über die Kräfte des Individuums hinausgeht. Wenn wir nun das Wesen dieser neuern Dichtkunst, wie sie sich in Goethe geoffenbart hat, näher betrachten, so finden wir daß sie in ihrer Grundrichtung d r a m a t i s c h sei; denn der Grundcharakter des Drama besteht ja in Gegensätzen und der sich hieraus entwickelnden Katastrophe. Das Epos aber, wie es uns Homer in seiner herrlichsten Glorie vorführt, hat eigentlich keine Katastrophe, wenigstens in der Iliade und Odysse ist keine.... Wenn ich nun alles dieses recht erwäge, so möchte ich behaupten, daß uns in den W a n d e r j a h r e n, i h r e m i n n e r s t e n W e s e n n a c h (ohne Berücksichtigung der einzelnen lyrischen, dramatischen und epischen Formen, die sich alle in diesem herrlichen Werke vereinigt finden,) e i n w a h r e s E p o s geschenkt sei, worin die ganze moderne Menschheit spielt, wie die damalige griechische in jenen ewigen Dichtungen Homers. Wie Odysseus auf seinen Irrfahrten alle Zustände der damaligen Menschheit berührt, so wandert der Leser mit W. Meister durch alle Zustände der modernen Welt. Hier ist nicht, wie in den übrigen Göthischen Werken ein Streben nach einem Unmöglichen, Unerreichbaren, mit endlichem Untergang und Auflösung; sondern überall wird dargestellt, wie schön sich menschliche Kräfte und Fähigkeiten innerhalb der ihnen angewiesenen Grenzen entfalten.

Wie in Homers Dichtungen wird der Leser mitten auf die Weltbühne versetzt und sieht wie Zeus vom Ida auf das mannigfache Treiben der Menschen herunter. In Hinsicht dieser Hauptwirkung also möchte ich die Wanderjahre das

erste moderne Epos nennen; wo hingegen alle andern ähnlichen Werke bloße epische Gedichte, ihrem Grundcharakter nach aber dramatisch sind."

Die letzte Nr. 24 des Februarheftes (S. 93/5) und die erste Nr. 25 des Märzheftes (S. 98/9) enthält „Aphorismen über Literatur und Leben, veranlaßt durch Goethes Werke und in Beziehung darauf (vom Professor Zauper)", in Fortsetzung der 1822 erschienenen geistreichen „Studien über Goethe". Es sind dieselben, von denen sich Goethe in Marienbad am 2. bis 6. August 1823 Abschrift nehmen ließ und deren Wert er als „für sich höchst bedeutend" bezeichnete (an Zauper, 6. August 1823: W IV 37, 158). Wir lesen sie jetzt bei Sauer BSB 17, 182—190. Ich hebe nur einen dieser Sinn- und Denksprüche aus:

„Die Meisten, selbst Hochgebildete sind von aller Poesie verlassen; es fehlt ihnen durchaus die tiefe, warme Empfindung bei der größten Helle des Verstandes. Wem beides zu vereinigen gelungen, ist der Glücklichste und Beglückteste wie Goethe dieser ganze Mensch."

Goethe hatte gleich nach der Rückkehr aus Böhmen seinen neuen jungen Vertrauten Eckermann mit Zauper in Verbindung gesetzt. Während seiner Krankheit ließ er am 21. November 1823 einen Brief Eckermanns an Zauper expedieren (GTb 9, 147), das Antwortschreiben überbrachte Eckermann am 18. Dezember (GTb 9, 156): der Wortlaut beider Briefe ist unbekannt. Eckermann erwiderte erst am 15. März 1824: „Ihr lieber Brief vom Dezember hat mich sehr erfreut. Er ist auch ein paar Tage in Goethes Händen gewesen, wo ihm denn die Ausdrücke Ihrer liebenden und verehrenden Gesinnungen gegen ihn sehr erfreulich gewesen sein werden" (Grenzboten, 66. Jahrgang, 1907, 1. Vierteljahr, S. 19). Am 15. Februar 1824 schickte Goethe dem Pilsener Freund Eckermanns Büchlein („Beiträge zur Poesie", 1824) und das dritte Heft des vierten Bandes von „Kunst und Altertum" (GTb 9, 180), vermutlich ohne Begleitschreiben. Zauper bestätigte am 6. März den Empfang und meldete (BSB 17, 204): „H. Ekermann ist mir aus seinem Buche recht schätzbar geworden, und ich habe sogleich einige Worte über selbes, in das prager Zeitblatt, den Kranz, eingesendet, für das ich um Beyträge von Frau v. Woltmann eingeladen worden."

Eckermann antwortete am 15. März:

„Von unserm großen Goethe, mein teurer Freund, soll ich Ihnen viele herzliche Grüße sagen und die Versicherung seiner fortwährenden Liebe, und daß er sich freue, im Monat Juni wieder mit Ihnen zusammenzutreffen.

Diese angenehmen Aufträge gab Goethe mir gestern Mittag im Wagen, als ich das Vergnügen hatte, mit ihm eine Spazierfahrt zu machen.

Zugleich sagte er mir, daß Sie mein Büchlein erhalten und daß Sie bereits so freundlich gewesen, sich darüber im Prager Wochenblatt auszusprechen. Empfangen Sie hiefür meinen herzlichsten Dank! Ich kann aber nicht leugnen, daß ich gerne lesen möchte, was Sie geschrieben, und da nun die Prager Zeitschrift nicht bis zu uns herunterkommt, so ersuche ich Sie um die gefällige Übersendung dieses Blattes, falls nämlich Sie nicht geneigt sein sollten, Ihre Rezension durch eine der übrigen Zeitschriften auch bis zu uns gelangen zu lassen.

Zugleich sagte mir Goethe, daß ich wohl tun würde, Ihnen für die Prager Zeitschrift von meinen neuesten Gedichten zu senden, damit ich auch als Poet in dem geliebten Böhmen bekannt würde.

Dieses will ich tun, falls die geschätzte Herausgeberin es wünschen sollte, nur fehlt es mir für den Augenblick an Zeit, etwas Passendes auszusuchen."

Zaupers durchaus anerkennende Besprechung von Eckermanns „Beiträgen" erschien erst in der dritten Aprilwoche im „Kranz" (4. Heft, Nr. 9, S. 36). Angenehm überraschen mußte Zauper einigemal eine auffallende Ähnlichkeit der Ideen und Äußerungen des klardenkenden, feinfühlenden Verfassers mit seinen eigenen, obgleich Eckermann erst nach der Herausgabe seiner Schrift mit den Studien seines Gesinnungsverwandten bekannt geworden war.

Dieser Besprechung folgt unmittelbar eine mit Z. gezeichnete, räsonierende Anzeige des neuen Heftes von „Kunst und Altertum" (Nr. 9, S. 36; Nr. 10, S. 39). Für Zauper bildeten die vier Bände dieser Zeitschrift zusammen mit den Heften „Zur Morphologie" und jenen „Zur Naturwissenschaft überhaupt" eine „wichtige Trilogie des genialen Menschengeistes, zu deren nützlichen Fortsetzung wir dem großen Manne noch viele heitere Lebenstage wünschen müssen." Er freute sich aus dem Inhalt des neuen Heftes die Gewißheit zu schöpfen, „daß der verehrte Greis noch immer in aller Jugendlichkeit und frischer Kraft daraus hervorschaut." Der an der Spitze

stehende poetische Beitrag mit dem tiefstinnerlichen Bekenntnis von Goethes religiösem Glauben, „des Paria demutsvolles Gebet, die anschließende geheimnisreiche Legende, und des Paria Dank" erschienen ihm zusammen als „eine verhüllte, unerschlossene Rosenknospe", da er nur an der „Erhebung des Geistes nach oben" Anteil nahm, sich aber Goethes Überzeugung nicht sogleich vergegenwärtigte, daß das Obere und Untere eins sei: „Unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hülfreiche, beides aufeinander sich beziehend, ineinander einwirkend" (W I *32*, 173), in unserem Gedichte „das Höchste, dem Niedrigsten eingeimpft, ein furchtbares Drittes darstellend, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung beseligend einwirkt" (W I 41/*2*, 102). Wertvoll war ihm daher der deutende Wink, den Eckermann vermutlich unter dem frischen Eindruck des eben gelesenen und mit Goethe besprochenen wunderbaren Gedichtes in seinem Brief vom 21. November 1823 erteilt hatte und den er dem Publikum nicht vorenthalten wollte; die Stelle kam, der Anzeige angeschlossen, auf S. 39/40 zum Abdruck. Sie verdient als eine höchst bedeutsame Kundgebung aus Goethes unmittelbarer Umgebung besondere Beachtung:

Korrespondenz über dasselbe Werk. Das Gebet des Paria, die Legende und des Paria Dank, im neuesten Heft von Kunst und Altertum, machen hier viel Aufsehen. Das Bild aus der Legende, der Frau eines Bramen, welche, ihrer fleckenlosen Reinheit wegen, das Wasser, das sie aus dem Ganges schöpft, in ihren Händen zur kristallenen Kugel gestaltet, ohne Gefäß nach Hause tragen kann, ist wohl so schön, daß man es aus lauter Licht gemalt haben möchte. Über die Bedeutung wird viel gesprochen. „Ein Geheimnis bleibe das!" schließt der Dichter die Legende. Mich dünkt, wer die ganze Erhabenheit und Gebrechlichkeit der menschlichen Natur in der Geschichte der Menschheit betrachtet hat, vom Bewußtsein derselben sein eignes Wesen innigst durchdrungen gefühlt: dem ist wohl klar, was jene Frau bedeute? „die der Schmerz zur Göttin wandelt." Das Geheimnis, warum ihr so geschehen mußte? löst sich dem Menschen nicht, weil er die Menschheit nur aus dem menschlichen, nicht aus dem Gesichtspunkt ihres Schöpfers zu begreifen vermag. Sie verstehen mich vielleicht nicht, wenn Sie das Gedicht nicht lasen. Sie finden in demselben einen unerschöpflichen Stoff des Nachsinnens und der Freudigkeit, und werden mir, nachdem Sie es gelesen, beistimmen, daß man nichts darüber sagen mag: „Ein Geheimnis bleibe das!" —

Frau von Woltmann sandte die Blätter im Mai nach Weimar und gab wohl auch dem Wunsch nach poetischen Beiträgen Eckermanns Ausdruck. Sie brachte dann noch drei kleine Lyrika Eckermanns: in der letzten Nr. 24 des Maiheftes S. 94 „Mit Unterschied", im Juniheft Nr. 32, S. 127 „Beherzige!", Nr. 33, S. 131 „Der wahre Künstler".

Am 19. Mai 1824 ging der Abschluß von „Kunst und Altertum", V. Bandes 1. Heft, an dessen Herstellung Eckermann tätigen Anteil genommen hatte, aus dem Goethe-Haus an die Jenaer Druckerei zurück. Als am nächsten Tag nach Tische Eckermann bei Goethe erschien, wurde gleich mit ihm „über eine räsonierende Anzeige des neuen Heftes von Kunst und Altertum gesprochen, die für den Kranz bestimmt wäre" (GTb 9, *220*). Eckermann, eben auf dem Sprunge, eine Rheinreise anzutreten, lieferte seinen Aufsatz vermutlich bei seinem Abschiedsbesuch am 26. Mai ab. Am 28. ließ Goethe „an Frau von Woltmann nach Prag die Eckermannische Sendung" expedieren (GTb 9, *223*), zweifellos nachdem er sie durchgesehen und ihr wohl auch da und dort nachgeholfen hatte. Die Anzeige, die als eine mittelbare Botschaft Goethes an seine böhmischen Freunde aufzufassen ist, wenn schon nicht durchaus in seinen Worten, so doch ganz in seinem Sinne, kam in der zweiten Juniwoche zum Abdruck und zieht sich durch die Nummern *29—32* hin.

Nr. 29, Seite 116.

Literarische Korrespondenz.
Weimar.

Lebhaft weilt unser literarisches Gespräch gegenwärtig auf dem Stoff, welchen Goethes neuestes Heft über Kunst und Altertum beut, und ich eile, Ihnen etwas darüber mitzuteilen. Das Heft ist uns ein neuer erfreulicher Beweis von des großen Mannes rastlos fortgesetzter, unermüdlicher Tätigkeit.

Ein Gedicht an Lord Byron eröffnet es. Ich finde mich in dem glücklichen Fall, Ihnen zu dessen näherem Verständnis folgenden Aufschluß geben zu können.

Lord Byron hatte manches Angenehme nach Weimar gelangen lassen, zuletzt noch durch den Sohn des englischen Konsuls zu Genua, Herrn Sterling, einen jungen, in jedem Sinne wohl-

gebildeten Mann, der von dem mittelländischen Meere an bis nach Thüringen einen gelassenen Ritt durchzuführen, den guten Humor behielt. Hierauf schrieb Goethe das erwähnte Gedicht, das den Lord, eben im Begriff, von Livorno abzusegeln, erreichte, welches ihm, wie er sich ausdrückte, als ein gutes Omen seiner Fahrt erschien, worauf er denn nach seiner zu hoffenden glücklichen Rückkehr einen Besuch in Weimar abzulegen versprach.

Unter der Rubrik Einzelnes sind uns einzelne Gedanken und Ansichten gegeben, bezüglich auf Leben, Kunst, Literatur, Poesie, alles in der Art und Bedeutung, wie Goethe über solche Dinge zu sprechen pflegt. Um aber alle diese Aussprüche in ihrer vollen Verzweigung zu verstehn und zu würdigen, müßte man die Zustände und Anschauungen in sich lebendig machen können, woraus sie hervorgingen und wovon sie gleichsam die Blüte sind. Jeder begreift aber, daß dies sehr schwer, ja unmöglich ist, und daß hiezu ein fortgesetztes Leben, Erfahren und Betrachten gehört. Möchte dies auch jeder bedenken und mit Achtung aufnehmen, was er zur Zeit noch nicht versteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 30, Seite 120.

Literarische Korrespondenz.
Weimar.

(Fortsetzung.)

Gleich der erste Gedanke hat mich besonders angesprochen: Goethe vergleicht darin die Zeit mit einem großen Gewebe, worin er die viel bedeutenden Menschen als Zettel und die weniger bedeutenden als Einschlag betrachtet. Ich mußte dabei an Bonaparte und seine Generäle denken, die ja auch miteinander, als Zettel und Einschlag, ein großes Zeitgewebe vollendet haben.

Von den übrigen schönen Gedanken will ich einige wörtlich hersetzen:

„Das Wahre ist eine Fackel, aber eine ungeheure; deswegen suchen wir alle nur blinzend so daran vorbei zu kommen, in Furcht sogar uns zu verbrennen."

„Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinsieht, als wenn sie noch ginge: so blickt man auch wohl einer Schönen ins Gesicht, als wenn sie noch liebte."

„Der törigste von allen Irrtümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von andern schon anerkannt worden."

„Die Kunst kann niemand fördern als der Meister. Gönner fördern den Künstler, das ist recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunst gefördert."

„Deutlichkeit ist eine gehörige Verteilung von Licht und Schatten. Hamann. Hört!"

Wer die Wichtigkeit dieses bedeutenden Wortes fühlt, wird es Goethen Dank wissen, daß er es uns vor die Augen brachte. Es täte unserer Zeit not, daß ihr über dieses Thema eigens gepredigt würde.

Bildende Kunst. Von den neuesten Kupferstichen und Steindrücken wird Nachricht gegeben und ihr Kunstverdienst betrachtet und herausgesetzt.

Briefe von Schiller an Goethe. Die Mitteilung dieser Briefe wird das Publikum Goethen ganz besonders Dank wissen. Sie sind für die deutsche Literatur ein neu hervortretender, sehr bedeutender Schatz. Von dem interessanten Inhalt will ich Ihnen im voraus nichts verraten, von der Schreibart aber kann ich nicht unterlassen zu gestehen, daß mir Schillers Prosa nie so großartig, klar, lebendig und leicht erschienen ist, als eben in diesen Briefen. Alle Zustände, so wie sie in ihm lebten und ihn von außen trieben, sind ganz unmittelbar auf das Papier übergegangen; deshalb steht alles so gesund da, und ohne Spur irgend einer Schwäche und Mühe.

Geschrieben sind diese Briefe im Jahre 1802, und zwar vom 1. Januar bis 18. August, während welcher Zeit Goethe anfänglich größtenteils in Jena und später, in den Sommermonaten, in Lauchstädt und Halle beschäftiget war. Schiller, in Weimar zurückgeblieben, gab nun dem Freunde von allen Vorfällen, Arbeiten und persönlichen Zuständen fortwährend Nachricht.

Hätten wir nun auch die Antworten von Goethe dazu, und ferner eine nähere Erläuterung aller in den Briefen nur angedeuteten Umstände, so läge uns diese Epoche des Zusammenwirkens beider großer Männer auf das beste vor Augen. Möchte Goethe, soviel es an ihm liegt, durch weitere Mitteilungen unsern angedeuteten Wunsch zu erfüllen geneigt sein.

Serbisches Gedicht, der Tod des Kralewitsch Marko, schließt sich an die Schillerschen Briefe würdig an. Ein Gedicht von großem Charakter, erhaben und naiv, einfach, aus tiefem, frischem Naturgefühl und unmittelbarer Anschauung hervorgebildet.

Lord Byrons Cain. Durch ein mitgeteiltes bedeutendes Wort eines französischen Kritikers sowie durch das sich diesem zugesellende Urteil von Goethe selbst wird die tiefe eigentliche Bedeutung dieser höchst genialen Produktion näher und zu deutlicher Anschauung herangebracht; sowie auch über Byrons Verfahren im allgemeinen belehrende Andeutung gegeben.

Die drei Paria. Der Paria, Trauerspiel in einem Akt von Michael Beer, der französische Paria, Trauerspiel in fünf Akten, und das zu Anfange des vorigen Heftes abgedruckte Gedicht von Goethe sind der Gegenstand dieses Aufsatzes, von welchem ich weiter nichts zu sagen habe, als daß der Zustand der Paria-Kaste sowie der Charakter dieser drei poetischen Erzeugnisse und der Standpunkt, von welchem aus sie zu betrachten sind, klar und genügend daraus hervorgeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 31, Seite 124.

Literarische Korrespondenz.
Weimar.

(Fortsetzung.)

Bildende Kunst. Ein Kupferstich des Herrn Ruscheweyh, nach einem Fresko-Gemälde des Giotto, gibt den Weimar'schen Kunstfreunden Anlaß, ein gutes Wort zu seiner Zeit auszusprechen. Seit einer großen Reihe von Jahren war es derselben unausgesetztes Bestreben, die Kunst ihrerseits auf alle Weise zu fördern, den guten Geschmack zu erhalten, und vor Abwegen zu sichern. Verwirrungen daher, wie die der jetzigen Zeit, wo man, anstatt vollendeten Meisterwerken nachzustreben, im Gegenteil der Kunst unvollkommene Anfänge sich zum Muster nimmt und nachahmt, solche Verirrungen müssen ihnen sehr zu Herzen gehen und ihnen das schmerzliche Gefühl aufdringen, die redliche Mühe so vieler Jahre zuletzt noch an dem Wahn einer schwachen Zeit scheitern zu sehen. Gleichwohl lassen sie nicht nach, sondern gehen in ihren Bestrebungen mit Klarheit und Überzeugung festen Schrittes fort, nicht ohne Hoffnung, diesen oder jenen von der Verirrung zurückzuführen, die Guten und Tüchtigen aber wenigstens im Rechten zu erhalten.

Bei Gelegenheit des genannten Kupferstichs kommt diese Angelegenheit abermals zur Sprache, indem das Abendmahl des Giotto mit dem des Leonard da Vinci verglichen wird. Da Vinci stand in dem Vorteil eines Kunstvorschrittes von zweihundert Jahren; dies eine hatte er vor dem an bewundernswürdigen Talenten ihm gleich geachteten Giotto voraus, und was dies eine sagen will, sehen wir aus der Vergleichung beider Bilder, wo denn das Abendmahl des Leonard da Vinci durchaus im Vorteil und auf einer bei weitem höheren Stufe erscheint.

Ein eingesandtes plastisches Werk ferner, auch altertümlender Manier, gibt Veranlassung diesen wichtigen Gegenstand noch weiter auszuführen. Höchst bedeutende Worte sind bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, und alles ist so überzeugend, daß man fast hoffen sollte, alle zum schlechten Geschmack Abgeirrte müßten nach Beherzigung solcher Worte augenblicklich auf die gute Bahn zurückkehren. Ich kann nicht unterlassen, einige Stellen aus diesem Aufsatz herzusetzen:

„Den harten krausen Endigungen und Brüchen mehrerer Falten nach Albrecht Dürers Weise geben wir keinen Beifall. Dürer war ein großer Mann, allein es ist nicht einzusehen, welchen Vorteil die Nachahmung seiner Fehler gewähren kann."

„Der Ausdruck von Trauer in den Zügen, sowie in der Haltung des Haupts, erregen ein peinliches Gefühl. Dieses aber ist weder mit dem Zweck der Kunst vereinbar, noch liegt solche endlose Trübsal und jammerndes Hinschmachten im Geist der echten christlichen Religion, welche vielmehr die Übel der Gegenwart standhaft ertragen lehrt, das Gemüt emporhebt über alles Irdische im Glauben und Hoffen an ewige Dauer einer beglückten Zukunft."

„Sooft uns Werke jetzt lebender Künstler vorgekommen sind, welche die Manier der Meister vor Rafael affektierten, haben wir uns redliche Mühe gegeben zu erforschen, was für wesentliche Vorteile sie auf diesem Wege zu erlangen hoffen? müssen aber frei gestehen, darüber im Dunkel geblieben zu sein. Soll poetischer Gehalt der Erfindung, ungeschmückte Darstellungsweise und Gemütlichkeit im Ausdruck erzielt werden, so fragt man billig: ob mit besser gebildeter Kunst dergleichen nicht ebenfalls sich vertrage? Ist aber die Absicht, vornehmlich das Auge anzuziehen, wie sich aus dem oft überflüssigen Gebrauch schöner glänzender Farben, dem Aufhöhen mit Gold beinahe vermuten läßt, so wäre dies auf eine viel würdigere Weise durch kunstmäßigen Gebrauch von Licht und Schatten, richtige Haltung und wohlbedachtes Verteilen der Farben zu erreichen.

Einige haben jedoch vermeint: es walte überhaupt kein bestimmter Zweck in der Sache, und

alles rühre her aus regellosem Streben nach dem nicht wohl verstandenen Guten im Altertümlichen. Aber das wirkliche Nachahmen der Bilder aus dem Kindesalter der Kunst bringt entschiedene große Nachteile, weil dadurch die in jenen Bildern noch nicht zu findenden Hauptregeln, welche der Kunst als Grundlage dienen müssen, außer Übung kommen. Schon sehen wir solche von vielen vernachlässigt, und sollte das Nichtbeachten derselben zunehmend weiter fortdauern, so dürfte bald von der Malerei im höhern Kunstsinne unter uns nur noch die Tradition übrig sein.

Der Bildhauerei, wofern auch sie auf gleiche Weise sich verirren sollte, stünde noch schnelleres Verderben bevor als der Malerei; denn sie kann unmöglich fortdauern, sondern muß zugrunde gehen, wenn sie den gebildeten reinen Geschmack der Griechen, ihre schönen edlen Formen hingibt für die steifen magern Gestalten unserer älteren, gewiß ehrenwerten, aber noch keineswegs kunstbetrauten Meister."

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 32, Seite 128.

Literarische Korrespondenz.
Weimar.

(Beschluß.)

Die Externsteine. In der Grafschaft Lippe, in der Nähe der Stadt Horn, stehen, abgesondert vom Gebirg, drei bis vier senkrecht in die Höhe strebende Felsen. An dem ersten und größten derselben findet sich die Abnahme Christi vom Kreuz in Lebensgröße halb erhaben eingemeißelt. Eine Nachbildung dieses merkwürdigen Altertums von Rauch gibt Anlaß, über die mutmaßliche Entstehung eines solchen Kunstwerks zu reden.

Frithiofs Saga. Ein Zyklus von sechs schönen kühnen nordischen Romanzen. Von fünf derselben wird der Inhalt angegeben, und die sechste nach einer glücklichen Übersetzung der Frau von Helvig wörtlich mitgeteilt.

Biographische Denkmale. Dieser sehr gelungenen Arbeit Varnhagens von Ense geschieht ehrenvolle Erwähnung, und lieset man mit vielem Anteil den persönlichen Bezug, den das dargestellte Leben der genannten Helden zu Goethen selbst gehabt hat.

Für Freunde der Tonkunst von Friedrich Rochlitz. Auch bei dieser Beurteilung erfreut uns durchgehend des Werkes persönlicher Bezug zu Goethe, der überall in seiner so edlen und milden Weise ausgesprochen ist.

Die nächsten Gegenstände betreffen die Literatur Spaniens und Frankreichs. Wie nun Goethe überall seine höheren Ansichten anzuknüpfen pflegt, so geschieht es auch hier, und wir hören seinen hohen belehrenden Worten gerne zu.

Das reiche Ganze, welches diesmal dreizehn Bogen umfaßt, schließt mit kürzlicher Anzeige von zwei der wichtigsten deutschen artistisch-literarischen Unternehmungen, nämlich der höchst verdienstlichen Steindrücke von Strixner nach der Boisseréeschen Gemälde-Sammlung, sodann aber des neuesten Heftes des Kölner Domwerks; beiden geschieht mit wenigen Worten volle Gerechtigkeit.

Eckermann.

Mit Ende Juni 1824 hörte „Der Kranz" zu erscheinen auf. Die letzte Nr. 36 schließt mit der

Anzeige.

Frau von Woltmann kündigt an, daß sie, dem Wunsche des Verlegers, Herrn Gottlieb Haase sich fügend, die Redaktion des Kranzes, zufolge Vertrages mit demselben niederlegt. Sie sagt den aufrichtigsten Dank in diesem Blatt den talentvollen Männern Böhmens, welche ihr die Ehre erzeigt, sich mit ihr zu den Blättern zu verbinden, die mit dem gegenwärtigen schließen.

Zauper berichtet am 14. Juli nach Weimar (BSB 17, 205): „Die Prager Zeitschrift unter Fr. v. Woltmann, zu der ich Kleinigkeiten beygetragen, hat aufgehört; die Censur ist dort über Massen beschränkend, nur weniges von mehrerem Schönen, das H. Eckermann gütig geliefert, konnte aufgenommen werden."

Es war dieselbe Zensur, die Frau von Woltmann von ihrem Buch „Über Natur, Bestimmung, Tugend und Bildung der Frauen"[5] fast ein Viertel des Inhalts strich. Sie sandte es am

[5] Wien 1826. (Vorrede datiert: Prag, den 9. Juni 1825). Druck und Verlag von J. B. Wallishauser. X + 419 Seiten, 8°. Goedeke VI. 430 verzeichnet unter 5) Über Beruf, Verhältniss, Tugend und Bildung der Frauen. Prag 1820 und identifiziert es mit „Spiegel der großen Welt". Nach Umfang und Inhalt haben beide Bücher nichts miteinander zu tun: der „Spiegel" gibt Damen eine Anweisung im guten Ton, „Über Natur, Bestimmung, Tugend und Bildung der Frauen" behandelt die Probleme der Frauenfrage im Sinne der älteren Generation ohne Emanzipationstendenz wie Amalia Holst, „Über die Bestimmung des Weibes zur höheren geistigen Bildung" 1802 und Betty Gleim, „Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts" 1810.

6. Januar 1826 an Goethe. „Euer Exzellenz wollen gütig die anliegenden Blätter empfangen, die, wie alles, was unsrer Zeit angehört, und dessen nur irgend fähig ist, gewiß auch den Stempel Ihres Geistes hie und dort tragen werden, der als ein belebender Schein die Tage meiner Jugend, meines Glückes, meiner Trauer, mit treuem Wandel begleitet, und auch im Abendrot mir nicht untergegangen ist. Was wir Liebes und Gutes haben, ist Ihren Worten verwandt; sie sind die Stimme unsrer besten Gefühle und Gedanken, die wir nicht so vollkommen auszusprechen vermogten; und so kehre denn das Beste, was wir vermögen, auch zu Ihnen zurück" (SGG 18, 320).

Goethe erhielt es am 19. Januar mit der Frühpost zusammen mit einer Schrift von Abaldemus (Julius Hermann Busch), „Über die Natur des Menschengeschlechts" (Dresden 1825). Er notiert im Tagebuch (10, 151): „In beide Bücher hineingeschaut. Art und Sinn derselben bedacht." Eine mündliche oder schriftliche Äußerung liegt leider nicht vor; auch von weiteren Beziehungen zu Frau von Woltmann, die 1826 nach Berlin zurückkehrte, wo sie am 18. November 1847 starb, ist uns nichts bekannt.

* * *

# ANKAUF DES GOETHE-HAUSES DURCH DEN DEUTSCHEN BUND 1842/43

„Meine Nachlaßenschaft ist so complicirt, so mannichfaltig, so bedeutsam, nicht blos für meine Nachkommen, sondern auch für das ganze geistige Weimar, ja für ganz Deutschland, daß ich nicht Vorsicht und Umsicht genug anwenden kann, um jenen Vormündern die Verantwortlichkeit zu erleichtern und zu verhüthen, daß durch eine rücksichtslose Anwendung der gewöhnlichen Regeln und gesetzlichen Bestimmungen groses Unheil angerichtet werde.

Meine Manuscripte, meine Briefschaften, meine Sammlungen jeder Art sind der genausten Fürsorge werth. Nicht leicht wird jemals so vieles und so vielerlei an Besitzthum intereßantester Art bey einem einzigen Individuum zusammenkommen. Der Zufall, die gute Gesinnung meiner Mitlebenden, mein langes Leben haben mich ungewöhnlich begünstigt. Seit 60 Jahren habe ich jährlich wenigstens 100 Ducaten auf Ankauf von Merkwürdigkeiten gewendet, noch weit mehr habe ich geschenkt bekommen. Es wäre schade, wenn dieß alles auseinandergestreut würde. Ich habe nicht nach Laune oder Willkühr, sondern jedesmal mit Plan und Absicht zu meiner eigenen folgerechten Bildung gesammelt und an jedem Stück meines Besitzes etwas gelernt. In diesem Sinne möchte ich diese meine Sammlungen gern conservirt sehen[1]."

[1] Das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Große Ausgabe des Führers im Auftrage der Direktion, bearbeitet von Dr. M. Schuette. Leipzig, Insel-Verlag 1910. S. 5 f.

Mit diesen Worten hat Goethe in dem Testament, das er nach dem Tode seines Sohnes unter Zuziehung des Kanzlers von Müller im Winter 1830 auf 1831 verfaßt hat, seinen Kunstbesitz der Nachwelt ans Herz gelegt. Er bestimmte ferner, daß von den Manuskripten nichts vor der Mündigkeit der Enkel sollte veräußert werden. Für die Sammlungen dagegen hielt er es am zweckmäßigsten, wenn sie gegen eine „billige Kapitalsumme" zum größten Teil in eine öffentliche weimarische Kunstanstalt übergingen.

Bei der „öffentlichen weimarischen Kunstsammlung" hat er offenbar an die Großherzogliche Bibliothek oder an die früheren Sammlungsräume im Jägerhause gedacht. Daß er sein eigenes Haus nicht zum Museum bestimmte, erklärt sich einfach daraus, daß er ja nicht ahnen konnte, daß mit den Enkeln, die in jugendlicher Frische an seiner Seite heranwuchsen, die Träger seines Namens aussterben würden. Er hoffte, das behaglich schöne Anwesen Enkeln und Urenkeln als Familiensitz zu hinterlassen, und ganz sicher hat er nie daran gedacht, daß man es einmal der Verehrung seines Andenkens werde weihen wollen. Doch ebensowenig hat er wohl vermutet, daß seine Anordnung, die eigentlichen Sammlungen den Weimaranern und allen Deutschen zugänglich zu machen, erst 53 Jahre nach seinem Tode zur Ausführung gelangen werde.

Schon drei Tage nach Goethes Tod, am 25. März 1832, schreibt Karl August Böttiger,

den Goethe nicht recht leiden mochte, an Rochlitz[2].

„Ich bin durch die Theilnahme, welche der Großherzog (Karl Friedrich, der Sohn und Nachfolger Karl Augusts) mir beim Tode meiner guten Frau bewies, mit ihm aufs Neue in Briefwechsel gekommen. Eben geht ein Brief von mir ab. Natürlich auch über Goethe. Da berühr ich — mit Delikatesse versteht sich, — den Umstand, den ich oft besprechen hörte, daß auf Kosten des Staats Goethes Haus... gekauft und zu einem bleibenden Heiligthum geweiht, unter conservatorischer Beschränkung Einheimischen wie Fremden, wie eine Kapelle, wo ein Gnadenbild waltet, geöffnet sein möchte... Natürlich muß das Eigenthumsrecht der Hinterlassenen mit größtem Zartgefühl berücksichtigt und geschont werden. Aber die geringste Zerstückelung wäre doch wahrlich die schmerzlichste Profanation.“ Diese dem Landesherrn unmittelbar zugegangene Anregung ist vorläufig erfolglos geblieben. Erst 10 Jahre später wurde in dieser Richtung eine großzügige Aktion eingeleitet, die schließlich doch wieder im Sande verlaufen ist.

Goethes Enkelin Alma war inzwischen 15 Jahre alt geworden. Man mußte allmählich daran denken, ihr ein entsprechendes Heiratsgut sicherzustellen. Zu diesem Zwecke mußte die Erbteilung durchgeführt und der großväterliche Nachlaß veräußert werden. Käufer sollte niemand anderer als der Deutsche Bund sein, und Haus und Sammlungen sollten zu einem Nationaldenkmal ausgestaltet und dieses der Obhut des weimarischen Staates anvertraut werden.

Über den Verlauf dieser Verhandlungen gibt ein Faszikel des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs (Staatskanzlei, Deutsche Akten, F. 75) interessante Aufschlüsse.

Die Vorgeschichte der Angelegenheit ist in der folgenden Denkschrift niedergelegt, die Eckermann am 30. Oktober 1841 der Großherzogin Maria Pawlowna, offenbar auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin überreichte[3]:

„Man hat in dieser Angelegenheit den Fehler begangen, daß man sie in öffentlichen Blättern vor das deutsche Publikum brachte, ehe man noch die Goethe'schen Erben um ihre Absichten und Meinungen gefragt hatte. — Man disponirte über Haus und Sammlungen in der Art als hätten die Goethe'schen Erben hiebei gar keine Stimme. Ein gewisser Berliner Literat schlug sogar öffentlich in einer erschienenen Broschüre vor man sollte das Goethe'sche Haus kaufen und daraus eine Theaterschule machen.

Dergleichen rücksichtsloses und indiscretes Verfahren hat die Goethe'schen Erben verstimmen und verletzen müssen und es wäre nun jetzt wo diese wichtige Angelegenheit auf den Wunsch Ihrer K. Hoheit der Frau Großherzogin mit Ernst angegriffen werden soll, der allernothwendigste und erste Schritt, daß man die Goethe'sche Familie zu einem V e r k a u f i m G a n z e n auf jede höfliche und zuvorkommende Weise zu stimmen und zu gewinnen suchte.

Der jüngere Hr. v. Goethe ist bereits am Dienstag nach Berlin abgereist. Ich würde aber, im Fall Ihre Kaiserl. Hoheit es wünschten, sogleich an ihn schreiben und ihn für einen Verkauf im Ganzen und für das Zusammenbleiben der Sammlung in W e i m a r zu überreden mich bemühen. Ich würde besonders zwei Motive bei ihm geltend machen:

1., würde ich ihm sagen: Wenn Du die Kunstsammlungen Deines Großvaters durch gedruckte Cataloge vor ganz Europa ausbietest, so wird man von allen Ecken und Enden der Welt her Bestellungen auf die entschieden g u t e n Stücke machen, das weniger Gute und Unbedeutende aber wird niemand haben wollen und Ihr werdet dadurch großen Schaden leiden. Auch wird die Bezahlung und Einkassirung des Geldes aus den entferntesten Gegenden her mit großen Schwierigkeiten, Unkosten, ja wohl gar mit Verlusten verknüpft seyn, welches alles bei einem Verkauf im Ganzen nicht der Fall wäre.

Und 2tens würde ich ihm sagen: Wenn Du die Sammlungen Deines Großvaters durch öffentlich verbreitete Cataloge im Einzelnen verkaufen wolltest so würdest Du sie nach allen vier Winden zerstreuen und Du würdest sie v e r l i e r e n. Durch einen Gesamtverkauf aber und durch ihr Verbleiben in W e i m a r würdest Du sie gewissermaßen b e h a l t e n denn sie wären Dir ja jeden Tag zugänglich. — Zugleich aber würdest Du eine Pietät gegen Deinen Großvater ausüben, wenn Du dasjenige was Er durch ein langes Leben hindurch mit der größten Mühe und Aufopferung zusammenbrachte auch Deinerseits zusammenzuhalten und zu bewahren suchtest. Auch würdest Du eine Tugend gegen Deine Vaterstadt ausüben, indem Du ihr einen Schatz zu erhalten beitrügest der noch in künftigen Jahrhunderten sicher zu ihren vorzüglichsten Zierden zu zählen seyn dürfte.

Dieses würde ich an W o l f schreiben, der es seinem Bruder mittheilen müßte und ich zweifle

[2] GIB. XVIII, 157.

[3] Abgedruckt nach dem Entwurf in Eckermanns Nachlaß von Friedrich Tewes (Aus Goethes Lebenskreise, Berlin, 1905), S. 321 ff.

nicht daß die beiden Hrrn. v. G. solchen Gründen nach geben werden.

Sodann wäre noch dieses: Ich weiß aus vielen Unterredungen mit dem jüngeren Hrn. v. G., daß er sehr an Weimar hängt, und daß eine baldige Eröffnung einer Aussicht auf eine Anstellung im hiesigen Staatsdienst ihm angenehm seyn würde. Auch weiß ich daß ihm der Gedanke lieb geworden ist, in künftiger Zeit Sr. Königl. Hoheit dem Erbgroßherzog etwas seyn zu können. — Ich äußere dieses als einen Wink, der vielleicht in gegenwärtiger Angelegenheit zu benutzen wäre.

Wenn nun aber auch die Goethe'schen Erben zu einem Gesamtverkauf der Sammlungen ihres Großvaters sich bewegen ließen; so wäre es eine andere Frage ob sie auch zum Verkauf des Hauses sich schon jetzt geneigt zeigen werden. Sollten sie zu einem Verkauf des Hauses vor der Hand nicht geneigt seyn, und sollten sie ihr Väterl. Erbtheil gerne künftig bewahren wollen, so entstände die Frage, ob die Sammlungen nicht in den bisherigen Räumen des G. Hauses gegen eine gewisse jährliche Miethe bleiben könnten. — Denn diese Sammlungen in einem anderen Local als das Goethe'sche aufzustellen, möchte ihnen einen gewissen Nimbus nehmen. Doch müßte man den künftigen Ankauf des Hauses immer im Auge behalten.

Sobald nun die Goethe'schen Erben ihre Zustimmung zum Gesamtverkauf der Sammlungen gegen die taxirte Summe gegeben, würde die Herbeischaffung des erforderlichen Geldes wohl keine Schwierigkeiten machen. Die Angelegenheit würde als eine Nationalsache behandelt werden und ganz Deutschland würde dazu beitragen. Es würde sich in Weimar ein Central-Comittée von einigen Nahmhaften Männern bilden müssen, von denen die ersten öffentlichen Aufforderungen ausgingen, und welche auf die Bildung anderer Comittée's in den Hauptstädten Deutschlands einwirkten. Die öffentliche Stimmung für diese Angelegenheit ist allgemein so gut, daß an der Herbeischaffung der erforderlichen Summe gar nicht zu zweifeln ist.

Weimar d. 29t. October 1841

Dr. J. P. Eckermann

Der Weg, den der gute Eckermann am Schlusse seiner Ausführungen ins Auge faßt, hätte aller Wahrscheinlichkeit nach schon damals rascher und sicherer zum Ziele geführt als der folgende, der ein par Monate darauf tatsächlich eingeschlagen worden ist.

Hier setzen nun die Wiener Akten ein. Am 11. März 1842 schreibt der damalige preußische Militärbevollmächtigte am Bundestage, Oberst Josef Maria von Radowitz, der schon 1850 als Leiter der auswärtigen Politik Preußens zu einem Kriege gegen Österreich geraten hat, an den österreichischen Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürsten Metternich:

Euerer Durchlaucht

gestattete ich mir bei meiner letzten Anwesenheit in Wien die Ansichten meines Königlichen Herren über die Erwerbung des Hauses und der Sammlungen Goethe's durch den Bund vorzulegen. Kurz zusammengefaßt, sprechen sich die Gründe für diese Absicht des Königs in folgendem aus:

1. Goethe ist die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete deutscher geistiger Thätigkeit im letzten Jahrhundert. Seine Wirksamkeit umfaßt die ganze Nation und ist frei von allen politischen oder confessionellen Gegensätzen.

2. Goethe verdient daher ein Denkmal von der gesammten Nation, und Weimar, die Pflegerinn der großen Litteratur Epoche, verdient dieses Denkmal zu besitzen.

3. Die Erwerbung des Goethe'schen Hauses mit den Sammlungen durch den Bund und dessen Bestimmung zum National Eigenthum, wäre das ehrenvollste und zweckmäßigste Denkmal.

4. Die Goethe'schen Sammlungen sind ein Werk Goethe's, wie jedes andere poetische oder wissenschaftliche; sie vergegenwärtigen Neigung und Arbeit einer großen deutschen Persönlichkeit. Die Zersplitterung und Auswanderung derselben in die Hände Curiositäten suchender Ausländer wäre nach unserer Ansicht ein Schimpf für Deutschland.

5. Die Fürsten und Obrigkeiten ehren indem sie mit einem sehr mäßigen Opfer den Nachlaß des großen Dichters für die Mit und Nachwelt bewahren, das deutsche Volk und sich selbst. Allgemeiner Dank würde dieser zugleich fürstlichen und deutschen Handlung zu Theil werden.

Die Ausführung bietet keine Schwierigkeit dar. Nach der Ansicht und dem Wunsche meines Königs würde Österreich und Preußen auf obige Motivirung gestützt, den gemeinschaftlichen Antrag am Bunde stellen daß das Haus, die Bibliothek und die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen Goethe's für den Bund angekauft, zum National Eigenthum erklärt, ein Custos bei denselben angestellt, der stets freie Zutritt gesichert, und das Ganze dem besonderen Schutze der

Großherzoglich Weimarischen Regierung empfohlen würde. Durch sachverständige Männer könnte dann der Kauf mit den Goethe'schen Erben, denen die Erhaltung der Sammlungen selbst am Herzen liegen muß, leicht zur Zufriedenheit beider Theile abgeschlossen werden.

Euere Durchlaucht hatten die Gewogenheit mir höchst Ihre Bereitwilligkeit im Allgemeinen zuzusichern und eine definitive Antwort zu verheißen.

Da ich nun gestern den Befehl S. M. des Königs empfangen habe mich wieder nach Berlin zu begeben, und ich dringend wünschen muß Allerhöchstdemselben Euerer Durchlaucht Ansichten über eine dem Bunde gemeinschaftlich zu machende Eröffnung vorzulegen, so erlaube ich mir Höchstdieselben um eine geneigtest nach Berlin zu richtende, baldige Antwort ehrerbietigst zu bitten.

In höchster Verehrung und treuester Ergebenheit verharre ich Euerer Durchlaucht

unterthänigster Diener
v. Radowitz

Frankfurt a./M. den 11t März 1842.

Wer es gewesen ist, der dem König Friedrich Wilhelm IV. dieses lebhafte Interesse an dem Schicksal des Goethischen Nachlasses eingepflanzt hatte, geht aus den Akten nicht hervor. Wahrscheinlich dürfte es niemand anderer als Alexander von Humboldt gewesen sein. Friedrich Rückert hatte in seiner Verstimmung gegen den Berliner Hof ein dahin gerichtetes Ersuchen Melchior Meyrs schroff abgelehnt[4].

Da die baldige Antwort, welche Radowitz erbeten, Metternich verheißen hatte, noch immer nicht einlangen wollte, wurde der preußische Gesandte in Wien, Baron Canitz am 3. Mai beauftragt, die Sache nunmehr in Wien endgültig in Fluß zu bringen, mit folgender Instruktion:

Berlin den 3 May 1842

Der in meinem ostensiblen Erlaße vom heutigen Tage näher dargelegte Wunsch S. M. des Königs daß der Deutsche Bund auf Österreichs und Preußens gemeinschaftlichen Antrag Goethes Haus in Weimar nebst den darin befindlichen Sammlungen erwerben und zum National-Eigenthum bestimmen möge hat Allerhöchstdieselben schon seit dem Anfang dieses Jahres beschäftigt. Je mehr die Erreichung des Zweckes durch Österreichs Mitwirkung bedingt ist; um so mehr glaubten S. M. bei dessen Verfolgung darauf Bedacht nehmen zu müßen, daß dem Wiener Kabinet die Entschließung einen dießfälligen Antrag gemeinschaftlich mit Preußen an den Bund zu bringen möglicher Weise dadurch erleichtert werden könnte, wenn die dießseitige erste Einleitung dazu im allervertraulichsten Wege und selbst mit Vermeidung jedes Anscheins officieller Verhandlung Statt finde. Mit Rücksicht hierauf ertheilten S. M. dem Obersten von Radowitz, als derselbe im Jänner d. J. zu seiner damaligen Sendung nach Wien von hier abging, den Befehl, Allerhöchst Ihren obengedachten Wunsch während seiner dortigen Anwesenheit bei dem Herrn Fürsten von Metternich mündlich zur Sprache zu bringen. Der Fürst ging auf den Gedanken zwar im Allgemeinen ein, erklärte jedoch, daß er zunächst die Ansichten der kaiserlichen Familie, bei welcher vielleicht abweichende Meinungen bestehen könnten, hierüber einholen müße, und verhieß dem Oberst von Radowitz, ihm weitere Nachrichten darüber nach Frankfurt zukommen zu lassen. Diese Nachrichten blieben jedoch aus, und H. von Radowitz ergriff daher die Gelegenheit seiner spätern abermaligen Berufung nach Berlin um den Herrn Haus- Hof- und Staatskanzler in einer vertraulichen Zuschrift vom 11. März an das gegebene Versprechen zu erinnern und um die verheißene Auskunft zu bitten. Ohne hierauf die geringste Antwort erhalten zu haben, trat er am 30. v. M. seine Rückreise nach Frankfurt an und es scheint nicht, als ob er bei seiner dortigen Ankunft diese Antwort vorgefunden habe oder ob dieselbe später noch eingegangen sei, da er sonst gewiß schon Anzeige darüber gemacht hätte. Vielleicht mag es dem Hn Fürsten v. Metternich an einer passenden und günstigen Gelegenheit, der kaiserl. Familie über die vorliegende Sache Vortrag zu halten und deren Interesse dafür zu erregen bisher noch gefehlt haben. Wie demnach sein möge, so wollen S. M. der König die Sache nicht auf sich beruhen lassen, und damit keine Zeit verloren werde, den weiteren Schritten zur Verfolgung des Zweckes jetzt nicht länger Anstand geben.

Ich bin demnach beauftragt worden Euer Hochwohlgeboren mit der dießfälligen ostensiblen Instruktion zu versehen, welcher ich die gegenwärtige vertrauliche Mittheilung über die vorausgegangenen und bisher ohne Erfolg gebliebenen Communicationen mit dem Hn. Fürsten von Metternich ergebenst beifüge und Euer

[4] Nachgelassene Gedichte Friedrich Rückerts, herausgegeben von C. Beyer, Wien 1877, S. 234.

Hochwohlgeboren in den Stand zu setzen bei Ihren Verhandlungen in dieser Angelegenheit geeignete Rücksicht darauf zu nehmen, ob es vielleicht am Besten sein dürfte, jene frühere Einwirkung durch Hn. von Radowitz, wenn die Umstände es möglich machen, ganz unerwähnt dabei zu laßen. Ich erlaube mir schließlich Ihnen die möglichste Beschleunigung des Berichtes über das Resultat Ihrer Bemühungen ergebenst zu empfehlen.

## OSTENSIBLER ERLASS AN CANITZ VOM SELBEN TAGE.

Während der zehn Jahre, welche seit Goethe's Tode jetzt verflossen sind. haben seine Erben sich bekanntlich noch in dem Besitze des, von ihm hinterlassenen, so lange von ihm bewohnten Hauses zu Weimar und der darin befindlichen Sammlungen zu erhalten vermocht; auch haben sie vielen Personen, Einheimischen und Fremden, den gewünschten Zutritt zu denselben gestattet, bis sie wegen zunehmenden Mißbrauches diese Vergünstigung in neuerer Zeit fast ohne Ausnahme verweigern zu müßen glaubten.

Daß ihre Vermögenslage ihnen nunmehr auch die traurige Nothwendigkeit auferlegt, jenes bisher unter ihnen gemeinschaftlich gebliebene Besitzthum zum Behufe einer Theilung der Nachlaßenschaft des Verewigten zu veräußern, ist eine bereits in öffentlichen Blättern vielfach besprochene notorische Thatsache, welche auch Ew. Hochwohlgeboren nicht unbekannt geblieben sein kann.

So könnte es denn dahin kommen, daß Goethe's Haus der Willkür des Käufers überlassen, ganz von dem Erdboden verschwände oder eine der vieljährigen Wohnung des Dichters durchaus unwürdige Bestimmung erhielte; daß jene Sammlungen, welche. die Neigung und Arbeit dieser eminenten deutschen Persönlichkeit vergegenwärtigend, als sein Werk, wie jedes andere poetische oder wissenschaftliche zu betrachten sind, der Zersplitterung Preis gegeben, in die Hände Curiositäten suchender Ausländer auswanderten.

So gewiß dieses eine Schmach für Deutschland wäre, so natürlich und begründet ist der in ganz Deutschland laut gewordene Wunsch, daß die gesammte deutsche Nation sich dazu vereinigen möchte, diese Schmach abzuwenden und Goethen, der bedeutendsten Erscheinung auf dem Gebiete deutscher geistiger Tätigkeit im letzten Jahrhundert, Goethen, deßen Wirksamkeit, frei von jedem politischen und confessionellen Gegensatze, die ganze Nation umfaßt, ein Denkmal, wie es ihm gezient, und zwar in der Stadt zu stiften, welche als sein Wohnort und als die Pflegerin der großen Literatur-Epoche, dasselbe vorzugsweise zu besitzen verdient.

Vor allem bietet sich hiernach dem d e u t s c h e n B u n d e die Gelegenheit dar, durch Erwerbung jenes Hauses nebst den Sammlungen und durch deßen Bestimmung zum National-Eigenthum Goethe das ehrenvollste und zweckmäßigste Denkmal zu schaffen. Die hohen Mitglieder des Bundes würden, indem sie solchergestalt den Nachlaß des gefeierten Mannes mit einem sehr mäßigen Opfer für die Mit- und Nachwelt bewahren, das deutsche Volk und sich ehren; sie würden für die zugleich fürstliche und deutsche Handlung allgemeinen Dank einernten und zu derselben daher, sobald nur die Sache am Bundestage bestimmt in Anregung gebracht wäre, um so gewisser geneigt sein, als sie sich schon bei Goethe's Lebzeiten auf eine vom Bundestage ausgegangene Anregung in achtungsvoller Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Literatur dahin vereinigten, ihm für die neue vollständige Ausgabe seiner Werke, welche damals veranstaltet wurde, die nachgesuchten Privilegien zum Schutz gegen den Nachdruck zu verleihen.

Bei der durch sein diesfälliges Gesuch veranlaßten Verhandlung in der 8ten Sitzung vom 24ten März 1825, erklärte, nach einem dasselbe bevorwortenden Vortrage der Reklamations-Commißion der kaiserlich Österreichische Präsidial-Gesandte „m i t V e r g n ü g e n“ seine Bereitwilligkeit, den Antrag der gedachten Commission, „in Rücksicht der ausgezeichneten Verdienste des Herrn Bittstellers um die deutsche Dichtkunst vorwortlich einzubegleiten, indem er nicht bezweifle, daß sein allerhöchster Hof ihn baldmöglichst in den Stand setzen werde, eine e n t s p r e c h e n d e Entschließung über das vorliegende Gesuch der Großherzoglich Sachsen-Weimar'schen Bundestags-Gesandtschaft zur Verständigung des Herrn von Goethe mittheilen zu können“.

In dem, auf diesem Wege erwirkten, von Sr. Majestät dem hochseligen Kaiser Franz I. vollzogenen Privilegium vom 23ten August 1825 heißt es von Goethes Werken ausdrücklich: „Da Wir nun d e n a u s g e z e i c h n e t e n W e r t h d i e s e r l i t e r a r i s c h e n P r o d u k t e in gnädigste Erwägung gezogen haben, und geneigt sind, Jedermann die Früchte seiner Arbeit

und Unkosten genießen zu laßen, und in dem Genuße derselben zu schützen, so haben Wir Uns gnädigst entschlossen, denselben das nachgesuchte Druck-Privilegium für den ganzen Umfang der Österreichischen Monarchie — zu ertheilen p. p. p.". Der Herr Fürst von Metternich aber bezeichnete, indem Se. Durchlaucht den Staatsminister von Goethe mittelst einer Zuschrift vom 6ten September 1825 von der Verleihung eines kaiserlichen Privilegiums in Kenntniß setzte, den, in der 8ten Bundestags-Sitzung des nämlichen Jahres gefaßten Beschluß als einen „durch Österreich veranlaßten", als die Folge der daselbst zu Gunsten des betreffenden Gesuches ausgesprochenen österreichischen Verwendung bei sämmtlichen Bundesregierungen, ingleichen auch als eine Maßregel, welche Sr. Durchlaucht eigenem Anerkenntnisse der Verdienste, die Goethe sich um die deutsche Literatur erworben, auf eine sehr willkommene Weise entspreche.

Nach den eben erwähnten Vorgängen scheint wohl mit Zuversicht angenommen werden zu dürfen, der kaiserlich österreichische Hof werde kein Bedenken tragen, gemeinschaftlich mit Preußen den auf obige Motivierung und auf Art. 64 der Wiener Schluß-Akte gestützten Antrag an den deutschen Bund bringen zu laßen, daß derselbe das Haus, die Bibliothek und die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen für sich ankaufen und zum National-Eigenthum erklären, einen Custos dabei anstellen, und den Gebildeten aller Nationen freien Zutritt unter den nöthigen Beschränkungen für alle Zeiten zu sichern, das Ganze aber dem besonderen Schutze der Großherzoglich Sachsen-Weimar'schen Regierung empfehlen wolle. Überzeugt sich die Bundesversammlung, wie wohl kaum zu bezweifeln ist, im Allgemeinen von der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit des Vorschlages, und kommt eine freiwillige Vereinbarung unter sämmtlichen Bundesmitgliedern darüber zu Stande, so würde demnächst durch sachverständige Männer der Kauf mit den Goethe'schen Erben, denen die Erhaltung der Sammlungen selbst am Herzen liegen muß, leicht zur Zufriedenheit beider Theile abgeschlossen werden können.

Es ist der Wunsch des Königs, unseres allergnädigsten Herrn, daß der deutsche Nationalsinn sich auch auf die oben bezeichnete Weise kundgeben und mithin das Bewußtsein der dadurch von Neuem zur Evidenz gebrachten Einheit des deutschen Vaterlandes allenthalben erhöhet werden möge. Auf allerhöchsten Befehl ersuche ich Eure Hochwohlgeboren, diesen Wunsch Sr. Majestät nebst den vorstehenden Bemerkungen zum Gegenstande vertraulicher Besprechung mit dem Herrn Fürsten von Metternich machen, insbesondere aber dabei die Vereinigung Österreichs und Preußens zu dem fraglichen gemeinschaftlichen Antrage beim deutschen Bundestage angelegentlich bevorworten und für den Fall, wenn eine solche Vereinigung wider Verhoffen in Wien Anstand finden sollte, die Äußerung Sr. Durchlaucht darüber vernehmen zu wollen, ob Se. königliche Majestät nicht wenigstens auf die Zustimmung des kaiserlich österreichischen Hofes rechnen dürfen, wenn Allerhöchstdieselben Sich veranlaßt finden sollten, den Antrag wegen Erwerbung des Goethe'schen Hauses nebst den Sammlungen durch den Bund und wegen Bestimmung derselben zum National-Eigenthum Ihrerseits allein an den Bundestag bringen zu lassen."

Die leise Drohung, die aus dem Schlußsatze herausklingt, hat, wie wir sehen werden, in der Tat ihre Wirkung nicht verfehlt.

Am 28. Mai wird dem Gesandten in Berlin Grafen Trauttmansdorff der folgende Entwurf einer gemeinschaftlichen Erklärung übermittelt, die man, falls Preußen in Form und Inhalt damit einverstanden ist, gemeinschaftlich mit Preußen am Bunde abgeben lassen will:

Aus den öffentlichen Blättern ist bekannt, daß Goethes Erben gesonnen sind, das von ihnen bis jetzt in Gemeinschaft besessene Haus des großen Dichters in Weimar sammt den darin befindlichen Sammlungen zum Behufe einer Theilung der Verlassenschaft zu veräußern.

Von vielen Seiten ist bei dieser Veranlassung die Besorgnis laut geworden, es möchte in Folge des bevorstehenden Verkaufes die Wohnstätte eines der eminentesten Geister des deutschen Volkes eine ihre Gestalt verändernde, sie vielleicht herabwürdigende Bestimmung erhalten — oder es möchten die kostbaren Sammlungen, welche die Neigung und Arbeit Göthes vergegenwärtigend gewissermaßen als eines seiner Werke zu betrachten sind, der Zersplitterung oder der Übertragung in das Ausland preisgegeben werden.

Häufig schloss sich hieran der Wunsch an, daß die deutsche Nation sich vereinigen möge, durch Ankauf des Goetheschen Hauses sammt seinen Sammlungen dem befürchteten Übelstande zuvorzukommen und zugleich dem berühmten Dichter in der Stadt, welche als die Pflegerin

der großen Litteraturepoche, der er angehört, zu betrachten ist, ein seiner und der Nation würdiges Denkmal zu stiften.

Die Erfüllung dieser von gerechter Schätzung großer litterarischer Verdienste und von erhebendem Selbstbewußtsein zeugenden Wünsche liegt in den Händen von Deutschlands Fürsten und freien Städten.

Vereinigen sich diese dahin, Goethes Haus und Sammlungen namens des Deutschen Bundes anzukaufen und zum Nationaleigenthum, unter möglichster Begünstigung des nutzbringenden Gebrauches, bestimmen zu lassen, so wird der in Frage stehende Zweck auf die schnellste und großartigste Weise erreicht, dem deutschen Vaterlande ein theueres Andenken und wertvolle Sammlungen erhalten, und der gesammten Nation ein neuer Beweis des Antheils geliefert sein, welchen die deutschen Regierungen an der Verherrlichung des deutschen Namens durch die litterarischen Bestrebungen hochbegabter Geister nehmen.

Bei ihren verehrten Bundesgenossen die Idee einer Vereinigung zu dem angedeuteten Behufe anzuregen haben die Höfe von Wien und Berlin beschlossen, und es sind sonach ihre Gesandtschaften befehligt in Antrag zu bringen, daß für das erste über die Modalitäten, unter denen der fragliche Plan realisiert werden könnte, eine vorbereitende commissionelle Berathung gepflogen und zu diesem Ende ein Ausschuss von allenfalls fünf Mitgliedern niedergesetzt werde.

In einer Depesche an den preußischen Gesandten in Wien vom 28. Juni teilt Freiherr von Bülow mit, der König erkenne dankbar die Bereitwilligkeit an, womit man österreichischerseits auf seinen Vorschlag eingegangen sei und habe auch gegen den Inhalt der vorgeschlagenen gemeinschaftlichen Erklärung nichts zu erinnern, nur wünsche er, daß im Eingange bei Erwähnung des Vorhabens der Goetheschen Erben, jenes Haus nebst den Sammlungen zum Behufe einer Teilung des Nachlasses zu veräußern, eine andere und zuverlässigere Quelle als die öffentlichen Blätter möchte bezeichnet werden können. Zu diesem Zwecke soll direkt bei dem Weimarer Hofe angefragt werden. Um den Erfolg des Antrages am Bundestage nach Möglichkeit sicherzustellen, will die preußische Regierung den übrigen Bundesregierungen durch die bei denselben akkreditierten Gesandten von dem bevorstehenden gemeinschaftlichen Antrage vertraulich Kenntnis geben und ihre Zustimmung zu demselben in Anspruch nehmen; sie regt gleichzeitig an, daß ein gleicher Schritt auch von österreichischer Seite unternommen werde.

Schon am 11. Juli 1842 kann der preußische Kabinettsminister Freiherr v. Bülow dem Gesandten in Wien zwei Antworten, die aus Weimar eingetroffen sind, in Abschrift zugehen lassen. Die erste rührt von dem Testamentsvollstrecker, Kanzler v. Müller her:

„Der Gedanke, die Kunstsammlungen des verewigten geh. Rathes v. Göthe und sein Wohnhaus mit dem daran stoßenden Garten im Namen des Durchlauchtigsten deutschen Bundes zu einem National-Denkmal anzukaufen und eine würdige Bewahrung und Erhaltung dieser kostbaren Reliquien in Weimar selbst für alle Zeiten zu sichern, ist so großartig und hochsinnig, daß der unterzeichnete Testaments-Vollstrecker sich aufs entschiedenste verpflichtet achten muß, zur Verwirklichung eines so schönen Planes auch seiner Seits das Möglichste beizutragen.

Zwei Schwierigkeiten sind jedoch dabei zu überwinden, die Ausmittelung des Ankaufspreises und die Erlangung der Zustimmung aller von Göthe'schen Interessenten.

Die Letzteren sind zwar alle darin einig, den Verkauf der Sammlungen vorzunehmen, weil sie die Gränzen eines Privatbesitzes übersteigen; ein Theil von ihnen aber legt auf den Fortbesitz des großväterlichen Hauses einen so großen Werth, daß die allerwesentlichsten Vortheile gegen jene Abneigung in die Wagschale gelegt werden müßten. Nun gehören aber die Sammlungen und das Haus so innig zusammen, daß beide für den erhabenen Zweck eines National-Denkmals durchaus nicht getrennt werden dürften.

Den Verkaufspreis anlangend, so ist mit Zustimmung aller Interessenten schon seit mehreren Monaten eine Taxation der Sammlungen eingeleitet, die aber unter 3 bis 4 Monaten nicht beendet werden kann; denn die damit Beauftragten — zum Theil auswärtige Sachverständige — vermögen eine gewissenhafte Schätzung der so überaus umfänglichen Gegenstände nur in den Nebenstunden ihrer Berufsarbeiten vorzunehmen, und namentlich kann Herr Bergrath Schüler zu Jena, der sich schon in diesem Frühjahr mehrere Monate lang mit Ordnung und Schätzung der höchst bedeutenden Mineralien-Sammlung beschäftigte, dieselbe erst während der akademischen Ferien im September d. J. beendigen. Ehe eine vollständige Taxe der Sammlungen vorliegt, ist es unthunlich, sowohl hinsichtlich der unmündigen v. Göthe'schen

Enkelin die obervormundschaftliche Genehmigung des Verkaufspreises anzusprechen, als auch den beiden volljährigen Enkeln ihre Zustimmung anzusinnen, und um so weniger, als die Letzteren in der Meinung stehen, daß sie bei einem öffentlichen Ausgebot der Sammlungen auf dem Grunde einzelner detaillirter in verschiedenen Sprachen verfaßter Kataloge, je nach den verschiedenen Hauptrubriken, z. B. Kupferstiche, Broncen, Medaillen, Majoliken, Mineralien, etc. bei einer Versendung dieser Kataloge nach England, Frankreich und Italien einen weit größeren Erlös erlangen würden.

Wohl bietet der in dem Testamente des verewigten Göthe bestimmt ausgesprochene Wunsch, die Sammlungen nicht vereinzelt, und wo möglich in Weimar zu erhalten, einen festen Anhaltspunkt für den Testaments-Vollstrecker, um jener auf Vereinzelung gerichteten Tendenz entgegen zu treten, und auch hinsichtlich des Wohnhauses ist in dem Testament enthalten, es solle der obervormundschaftlichen Entscheidung anheim gestellt bleiben, eine Veräußerung auch noch vor der Volljährigkeit sämmtlicher Enkel eintreten zu lassen:

„wenn die Umstände sie besonders räthlich oder nothwendig machen sollten“.

es muß jedoch einleuchten, daß unter diesen Umständen nur die vollkomene Überzeugung sehr wesentlicher Vortheile für die Göthe'schen Erben die Obervormundschaft und die Testamentsvollstrecker zu einer durchgreifenden Entschließung bestimmen kann und darf.

Vorläufig vermag der Unterzeichnete nur so viel auszusprechen, daß für die Sammlungen mit Haus und Garten wenigstens 50000 rh zu verwilligen sein dürften, und er hält es für den Augenblick am angemessensten, wenn unter Festhaltung des ruhmwürdigen Ankaufsplanes zu einem National-Denkmal vorerst die Beendigung der Taxation abgewartet würde.

Weimar den 2ten Juli 1842

v. Mueller.

Der Sachsen-Weimarische Wirkliche Geheime Rat und Staatsminister Chrn. Wilh. Schweitzer schreibt:

„Auf die vertrauliche Mittheilung wegen Stiftung eines deutschen National-Denkmals durch Ankauf der Göthe'schen Sammlungen und des Göthe'schen Hauses bin ich ermächtigt und beauftragt, Folgendes zu erwidern:

1. Schon der Gedanke einer solchen Stiftung und noch mehr die erste Vereinigung deshalb nimmt den Dank der ganzen deutschen Nation in Anspruch.

2. Die Göthe'schen Erben sind, eingezogener Erkundigung nach, allerdings gemeint, die Sammlungen feil zu bieten, lassen deshalb seit einiger Zeit schon katalogisieren und taxieren. Weniger geneigt sollen dieselben sein, das Haus zu veräußern, nur zu hoffen steht, daß sie mit Hinweisung auf die Großartigkeit des Zweckes, auf den Willen ihres Erblassers und auf die Forderungen der Pietät auch hierzu zu bewegen sein würden, zumal wenn gegenüber das pretium affectionis nicht unbeachtet bleibt. Der Testaments-Executor Herr Geheimer Rath und Kanzler von Müller wird sich über diese Frage ausführlicher äußern können und gern äußern.

3. Die großherzogliche Sächsische Staatsregierung wird es sich gern zur Pflicht machen, ihren Bundestags-Gesandten unverweilt dahin zu instruieren, daß er dem beabsichtigten österreichisch-preußischen Antrage sofort beitrete und Weimars Geneigtheit bezeige, der Ausführung möglichst förderlich zu werden.

4. Zu gedenken ist noch, daß die Vermögenslage der Goethe'schen Erben eine Veräußerung keineswegs nothwendig macht. Jedes Wort von einer solchen Nothwendigkeit würde die Erben verletzen und mehr gegen als für die Sache stimmen.

Weimar, den 5. Juli 1842.

Schweitzer

Hatte die preußische Regierung die österreichische ausdrücklich ersucht, „bei den königlichen und großherzoglichen Regierungen auf die Zustimmung zu dem beabsichtigten Plane in ähnlicher Weise hinwirken zu wollen“, so beschränkte man sich auf österreichischer Seite darauf, die österreichischen diplomatischen Vertretungen in München, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Kassel, Hannover, Dresden, Kopenhagen und im Haag — ohne sich näher über die Sache selbst auszusprechen — mit Zirkularerlaß vom 13. Juli 1842 zu beauftragen, unter Hinweis auf die von dem preußischen Vertreter gemachte Mitteilung zu beauftragen, nach Rücksprache mit dem dortigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu berichten, ob und welchen Anklang die fragliche Idee an dem betreffenden Hofe gefunden.

Die eingelangten Berichte lassen deutlich erkennen, daß der Vorschlag von den einzelnen Bundesregierungen keineswegs mit einhelliger Begeisterung aufgenommen wurde.

Der König von Sachsen erklärte, er wolle — insofern es nicht etwa in der Absicht des Großherzoglich Sachsen-Weimarschen Hofes liegen sollte, den gedachten Ankauf für eigene Rechnung zu bewirken — zur Erreichung des in Frage stehenden Endzwecks auch seinerseits gern beitragen, und sei hiezu um so geneigter, da anzunehmen ist, daß der aus Bundesmitteln zu verwilligende Preis ein nicht allzu bedeutender sein werde, auch im übrigen sich voraussetzen läßt, es werde hinsichtlich der Beaufsichtigung und sorgfältigen Erhaltung der für den Bund zu machenden Erwerbungen für die Zukunft eine solche Einrichtung getroffen werden, daß ein fortlaufender aus der Bundeskasse zu bestreitender Aufwand vermieden wird.

Der König von Württemberg wollte, soferne die übrigen Bundesglieder in den Antrag eingehen würden, sich gerne denselben anschließen und selbst seinen Anteil aus Privatmitteln zuschießen; er müßte jedoch wünschen, daß es bei diesem einen Falle sein Bewenden haben möge.

Daß der König die Ausgabe aus seinen Privatmitteln bestreiten will, scheint zum Teil wenigstens dadurch veranlaßt zu sein, weil man jede Erörterung mit den Ständen zu umgehen wünscht.

Der König von Dänemark schreibt selbst aus Holstenbroe: „Sie wollen dem Baron Pechlin in Frankfurt die Weisung geben, daß er diesen Antrag des österreichischen und preußischen Hofes auf das kräftigste unterstütze."

Der König der Niederlande ermächtigt seinen Bundestagsabgesandten zum Beitritt zu den österreichisch-preußischen Anträgen.

Aus der mündlichen Rücksprache mit dem badischen Minister von Blittersdorf glaubte der österreichische Gesandte Graf Ugarte entnehmen zu können, „daß man zwar allerdings sich auch in dieser Sache den übrigen zustimmenden Höfen anschließen werde, ohne jedoch eine besondere Sympathie für dieses Projekt zu empfinden". Jedenfalls versicherte man den österreichischen Gesandten, daß die Ansichten und Wünsche des k. k. Hofes maßgebend hiebei sein sollten und daß man bereit sein würde, jedes deutsch-nationale Unternehmen nach Kräften zu fördern.

Auch die hannoveranische Bundestagsgesandtschaft wurde angewiesen, dem österreichisch-preußischen Antrage beizutreten, sobald dieser Gegenstand zur Erörterung kommt.

Der Darmstädter Minister Baron du Thil sagte die Zustimmung der großherzoglichen Regierung mit dem Bemerken zu, daß er vermute, daß die Ausführung dieser Idee den Zweck habe, etwas für die Familie Goethe zu tun, keineswegs aber der Plan damit verbunden wäre, etwa unter Obhut des Bundes ein Deutsches Museum zu errichten. Nach seiner Ansicht bliebe dem Bunde noch so viel anderes Wichtigeres zu tun, daß man vorerst an die Ausführung solcher Pläne nicht denken könne.

Den meisten Schwierigkeiten begegnete der Vorschlag in Hessen.

Der Kronprinz von Hessen würde sich, — wie sein Minister Baron v. Steuber erklärte — nur sehr ungern dazu verstehen. Man stoße mit den Landständen auf so viele Schwierigkeiten, wenn es sich um die Bewilligung selbst jener Bundesbeiträge und Ausgaben handelt, welche zur Erreichung des eigentlichen Bundeszweckes notwendig sind, und welche sie bundes- und verfassungsmäßig bewilligen müssen... sehr empfänglich für den poetischen Ruhm Deutschlands wären die hessischen Stände im allgemeinen nicht. Der Kronprinz schien übrigens von der Idee auszugehen, das österreichische Kabinett nehme sich der Sache weniger aus eigenem Antriebe an, als vielmehr aus höflicher Complaisance für den poetisierenden und teutonisierenden König von Preußen. Tatsächlich erhielt der Minister auf seinen bezüglichen Vortrag einen negativen Bescheid. Daraufhin mußte der preußische Gesandte General Thum dem Kronprinzen eigens vortragen, daß es des Königs, seines Herrn, ganz persönlicher Wunsch wäre, daß die Stimme Kurhessens nicht als die einzige disharmonierende erscheinen möchte und daß „Seine Majestät es als etwas für Höchstdieselben persönlich Verbindliches ansehen würden, wenn der Mitregent in diesem Punkte von seiner früheren Erklärung abginge. Erst jetzt (30. Dezember 1842) wurde der kurhessische Bundestagsgesandte von Rieß beauftragt, sich den übrigen Bundesgesandtschaften beistimmend anzuschließen.

Trotz dieser eigentlich wenig ermunternden Antworten ließ der König von Preußen und sein Gesandter am Bundestage nicht locker, wie aus dem folgenden Bericht des österreichischen Präsidialgesandten in Frankfurt hervorgeht.

Frankfurt den 21. July 1842

Durchlauchtig-Hochgeborner Fürst!

Der königlich Preußische Bundestags-Gesandte, Herr Graf von Dönhof, hat nunmehr den förmlichen Befehl bekommen, den Antrag an

den Bund zu bringen, daß Goethe's Haus in Weimar, nebst dessen Bibliothek und Sammlungen, auf Kosten des Deutschen Bundes erkauft und für ewige Zeiten unter möglichster Begünstigung des nutzbringenden Gebrauches, als Nationaleigenthum bewahrt werden möge.

Aus den Papieren, deren freie Einsicht mir Graf von Dönhof gewährt hat, konnte ich mich überzeugen, daß der König von Preussen persönlich einen besonderen Werth darauf legt, daß der Bund in diese Idee eingehe, theils aus Besorgniß, daß die Sammlungen und die Bibliothek Goethe's zersplittert und in das Ausland gebracht werden, theils aus der Ihm beiwohnenden Überzeugung, daß die Realisirung dieses Projektes im deutschen Volke großen Anklang finden werde.

Ich habe vor Allem geglaubt, mich im vertrauten Wege überzeugen zu sollen, inwieferne dieser Antrag bereits bei den übrigen Gesandten bekannt sei, und welchen Eindruck derselbe hervorgebracht habe. Das Resultat dieser Erforschung besteht nun darin, daß abgesehen von der wahrhaft enthusiastischen Weise, in welcher die von Berlin aus im Auftrag Seiner Majestät des Königs von Preußen geschehene Mittheilung dieser Idee in Weimar von der Großherzoglichen Regierung und deren Minister aufgenommen worden ist, sämmtliche hiesige Gesandte der Ansicht sind, daß dieser Antrag per acclamationem durchgehen werde. Theils haben bereits mehrere Gesandte die entsprechenden Instructionen ihrer Höfe erhalten, welche durch das Berliner Cabinet hervorgerufen wurden, theils sind denselben die Gesinnungen ihrer Committenten zu bekannt, um daran zweifeln zu können, daß sie sofort günstige Instructionen erhalten werden.

Wenn Euer Durchlaucht mich befragen sollten, ob demnach sämmliche Regierungen von der Zweckmäßigkeit dieses Unternehmens durchdrungen seien, da sie sich so leicht zur Realisirung desselben geneigt erklären, ohne selbst den Umfang der damit verbundenen Kosten auch nur entfernt zu kennen, so müßte ich mir die Ehre geben, darauf zu erwidern, daß ich diese Überzeugung bei sehr vielen derselben mit Fug nicht voraussetzen, sondern mit ziemlicher Gewißheit annehmen kann, daß es mancher Regierung sogar sehr unwillkommen ist, daß diese Idee auftaucht und dadurch der Bund mit einer sonst leicht vermeidlichen Auslage belastet werden will. Man hält es aber eben für etwas Unausweichliches, da ein solcher Vorschlag nun einmal ernstlich zur Sprache gebracht ist, sich von dessen Annahme nicht auszuschließen. Man beschwichtigt sich damit, daß diese Auslage unter 38 Regierungen vertheilt, für den Einzelnen nicht sehr beträchtlich sein könne, und daß überhaupt diese Auslage eine solche sei, welche nur ein für allemal zu leisten sei.

Glücklicher Weise sind die Erkundigungen, welche ich über den Umfang der damit verbundenen Auslagen eingezogen habe, insoferne befriedigend ausgefallen, als sich aus den Äußerungen des Goethe'schen Testamensexecutors ergibt, es werde die Ankaufssumme kaum 50 bis 60 tausend Thaler übersteigen.

Indem ich mich verpflichtet halte, Euer Durchlaucht von diesem Stande der Angelegenheit Nachricht zu geben, muß ich Hochdieselben zugleich bitten, mich mit den Instructionen zu versehen, wie ich mich hinsichtlich der von Seite des Grafen Dönhof sehr zudringlich an mich gerichteten Zumuthung, den königlich preussischen Antrag sofort kräftigst zu unterstützen, zu benehmen habe.

Meine unmaßgebige Meinung geht dahin, daß bei der Lage der Sache, wie sie nun einmal ist, und bei der Bereitwilligkeit, mit welcher man von Seite der übrigen deutschen Regierungen der Ausführung dieses Projektes entgegenkommt, man sich österreichischerseits nicht nur nicht davon ausschließen, sondern vielmehr, insoferne es heute noch thunlich ist, der Angelegenheit möglichst bemächtigen sollte, um wenigstens darüber zu wachen, daß sich bei Ausführung der Sache nicht unreine Elemente oder kostspieligere Pläne einschleichen. Zu diesem Ende dürfte es angemessen sein, die kaiserliche Präsidial-Gesandtschaft zu ermächtigen, sich dem königlich preußischen Antrage anzuschließen, zugleich aber auf die Wahl einer vorbereitenden Commission anzutragen, welche sich für das Erste mit den Modalitäten, unter denen der fragliche Plan realisirt werden könnte, zu beschäftigen hätte.

Ich kann Euer Durchlaucht übrigens nicht verhehlen, daß Graf Dönhof die Angelenheit mit großer Lebhaftigkeit betreibt und mein anscheinend stilles Verhalten in der Sache mit Mißtrauen bewacht, mir daher eine baldige Eröffnung der zu Wien gefassten Entschließung sehr erwünscht sein würde.

Genehmigen Euer Durchlaucht die wiederholte Widmung meiner tiefen Ehrfurcht.

Gf Münch

Nun mußte sich Metternich wohl oder übel entschließen, an den Kaiser folgenden Vortrag zu erstatten:

Allergnädigster Herr!

Seine des Königs von Preußen Majestät haben — zeuge der hier gehorsamst angeschloßenen Abschrift eines an den Freiherrn von Canitz ergangenen Ministerial-Reskriptes — dahier die Idee in Anregung bringen lassen, daß die beiden Höfe von Wien und Berlin dem Bunde vorschlagen möchten, das in Weimar zurückgelassene Haus Goethe's sammt den darin befindlichen Sammlungen von Bundes wegen zu acquiriren und für ewige Zeiten zum Behufe allgemeiner Benützung als ein deutsches National-Eigenthum zu bewahren.

Ich konnte mir bei dem Eingange dises Antrages und bei der Art, wie er im Namen des Königs von Preussen geltend gemacht und unterstützt wurde, nicht verhehlen, daß es sich in dem vorliegenden Falle um die Realisirung eines dem König ganz persönlichen und von ihm mit besonderer Vorliebe gepflegten Wunsches handle und daß er von Durchsetzung desselben sich durch Einwendungen untergeordneter Art sicher nicht werde abhalten lassen; und es schien mir sonach um so weniger practisch, demselben unsererseits hemmend entgegen zu treten, als Seine Majestät, wie ich wußte, entschlossen war, falls wir demselben unsere Mitwirkung versagten, auch o h n e U n s am Bunde hervorzutreten, und als sich allerdings auch in Bezug auf die öffentliche Meinung in Deutschland, die eine Zersplitterung des Göthe'schen Eigenthums, vielleicht sogar in das Ausland schmerzlich berühren würde, manche plausible Gründe zu der Unterstützung des Antrags vorbringen lassen.

Um indessen vor allem andern einen sicheren Anhaltspunkt für die Feststellung meiner Ansichten und der darauf zu begründenden Anträge zu gewinnen, schien es mir nöthig, das Bundesterrain sondiren zu lassen, und ich forderte daher den k. k. Bundes-Präsidial-Gesandten auf, sich darüber gutächtlich zu äußern, ob und welchen Anklang der in Rede stehende Vorschlag bei den Bundes-Regierungen oder wenigstens bei der Mehrzahl derselben wohl finden dürfte?

Wie Euer Majestät aus dem gehorsamst anverwahrten Berichte desselben zu ersehen geruhen wollen, ist Graf Münch der Überzeugung, daß der fragliche Antrag, so wenig willkommen er auch einzelnen Bundes-Regierungen sein mag, nichts destoweniger bei der Bundes-Versammlung per acclamationem durchgehen werde, und daß — wolle der kaiserliche Hof sich nicht allen Einflusses auf die Ausführung der Sache begeben, derselbe sich nicht nur nicht von der Theilnahme ausschließen, sondern vielmehr beeilen müßte, diese Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen.

Bei so bewandten Umständen, und da den eingezogenen Erkundigungen zufolge die Gesammtausgabe für den Ankauf des Göthe Hauses und der dazu gehörigen Sammlungen die Summe von 50—60 000 Thalern nicht übersteigen dürfte [der auf Österreich fallende Matrikular-Beitrag sonach höchstens 16—20.000 Thaler betragen würde][5] trage ich kein Bedenken Euer Majestät um die Allerhöchste Bewilligung zu bitten, den Bundes-Präsidial-Gesandten in Allerhöchstdero Namen ermächtigen zu dürfen: sich dem k. preussischen Antrage wegen Erwerbung des Göthe Hauses in Weimar anzuschließen und die Erledigung dieses Gegenstandes in der von ihm proponirten bundesgeschäftsgemäßen Weise einzuleiten.

Zugleich erlaube ich mir aber auch Euer Majestät in Anbetracht der von dem Grafen Münch am Schlusse seines Berichtes empfohlenen und in der Individualität des Königs und seines Organs am Bundestage begründeten Eile um möglichste Beschleunigung der Allerhöchsten Resolution auf den gegenwärtigen aller unterthänigsten Vortrag zu bitten.

Wien den 28. Juli 1842

Metternich

Ungeachtet des Drängens im Schlußabsatze wird dieser Vortrag Metternichs zunächst mit Handschreiben de dato Schönbrunn, 8. August 1842 dem Hofkammer-Präsidenten Freiherrn v. Kübeck zur Erstattung seines Gutachtens übermittelt.

In seinem Vortrage vom 11. August 1842 kann Kübeck vom finanziellen Standpunkte um so weniger etwas einwenden, weil hier seiner Meinung nach die pekuniäre Rücksicht eine untergeordnete ist, zumal den vom Grafen Münch eingezogenen Erkundigungen zufolge die Gesamtausgabe von 50—60.000 Talern nicht übersteigen dürfte, hievon also, wenn die Teilung dieser Summe nach dem matrikelmäßigen Maßstabe stattfände, auf Österreich beiläufig ein Dritteil entfallen würde.

Daraufhin resolviert der Kaiser auf den Vortrag Metternichs: „Bei den obwaltenden Verhältnissen genehme Ich, daß der Bundes-Präsidial-Gesandte ermächtigt werde, sich dem k. preussischen Antrage wegen Erwerbung des Göthe'schen Hauses in Weimar anzuschließen,

[5] Die eingeklammerte Stelle im Konzept gestrichen.

und die Erledigung des Gegenstandes in der proponirten Bundes-geschäfts-gemäßen Weise einzuleiten.

Ich ertheile unter Einem Meinem Hofkammer-Präsidenten den Auftrag, die hieraus sich ergebende Auslage als ein Extraordinarium der Staatskanzlei aus dem Staatsschatze zur Zeit anzuweisen.

Schönbrunn den 24. August 1842.

Ferdinand."

Der Antrag wurde beim Bundestage eingebracht. Erst ein Jahr darauf berichtet wieder Graf Münch-Bellinghausen:

Frankfurt am 16. August 1843

Durchlauchtig-Hochgeborner Fürst!

Um Euere Durchlaucht von dem Stande der Angelegenheit wegen Erwerbung des Goethe'schen Hauses und seiner nachgelassenen Kunstsammlungen in Kenntnis zu erhalten, erlaube ich mir im Anschlusse eine Abschrift der vom Großherzoglich Sächsischen Bundestags-Gesandten an den betreffenden Ausschuß unterm 18. Februar l. J. erlassenen Zuschrift und der von diesem unterm 3. März an den eben genannten Gesandten ergangenen Erwiderung vorzulegen. Aus ersterer werden Euere Durchlaucht ersehen, bis zu welchem Punkte die Verhandlungen der Vollstrecker des Goethe'schen Testamentes mit den Erben gediehen sind, und aus letzterer, daß von Seite des Ausschusses an die Erben ein Anbot von 60.000 Thalern für Haus, Garten und Sammlungen gemacht worden ist.

Es ist zur Zeit eine amtliche Antwort auf diesen Antrag nicht eingegangen. Einer mündlichen Unterredung mit dem Großherzoglichen Kanzler von Müller zufolge ist dermal im Antrage, daß die großjährigen Erben Goethe's ihrer unmündigen Schwester Alma von Goethe den letzterer gebührenden Antheil der Erbschaft ihres Vaters auf der Basis des Angebotes von 60.000 Thalern hinauszahlen, und sich dadurch in die Lage setzen, sich unmittelbar mit dem Bunde wegen Ablösung der Nachlassenschaft vereinbaren zu können. Es steht demnach zu erwarten in welcher Weise sich dieselben auf den Antrag vom 3. März erklären werden.

Genehmigen Euere Durchlaucht die Versicherung meiner tiefen Verehrung

Gf Münch"

Beilagen:

I.

Note des Großh. Sächsischen B. Gesandten H. v. Fritsch an den B. Ausschuss zur Vorbereitung der Beratungen wegen dem Ankauf des Goethe'schen Hauses de dato Frankfurt 18. Februar 1843

Die Beibringung derjenigen Notizen, welche der unterzeichnete Großh. Sächsische Staatsrath und Bundestags-Gesandte dem verehrlichen Bundestags-Ausschuss zu Vorbereitung der Berathungen in Betreff des Ankaufes des Hauses und der Sammlungen Goethes zum Behufe des an hohe Bundesversammlung zu erstattenden Vortrags mitzutheilen übernommen hat, ist von der Großh. Sächsischen Staatsregierung der Großherzoglichen Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst aufgetragen worden. Diese Behörde hat es für angemessen erachtet, hiezu die Vermittlung des v. Goethe'schen Testaments-Exekutors, des Großh. Geheimen Raths und Kanzlers Dr. v. Müller zu Weimar in Anspruch zu nehmen.

Erst jetzt ist von Letzterem die erwartete, den bisherigen Verzug entschuldigende Erklärung eingegangen, und der Unterzeichnete beeilt sich nunmehr solche nebst vierzehn dazu gehörigen in dem beifolgenden Verzeichnis angeführten Beilagen dem verehrlichen Ausschusse zu überreichen.

Der Unterzeichnete hat dieser ergebensten Mittheilung namens der Großherzoglichen hohen Staatsregierung Folgendes hinzuzufügen:

I.

Soll es wahrscheinlich bleiben, daß die Sache zu Stande komme, so wäre nunmehr ein Gebot von Seiten hoher Bundesversammlung möglichst zu beschleunigen und zwar ein Gebot, welches von den Vormündern der noch unmündigen Fräulein v. Goethe, von der obervormundschaftlichen Behörde und von dem Testaments-Executor sofort als angemessen erkannt werden dürfte, mithin für die übrigen Erb-Interessenten die Nothwendigkeit herbeiführen würde, entweder ebenfalls einzuwilligen oder die unmündige für ihren Antheil daran baar abzufinden. Die Summe von Sechzig Tausend Thalern scheint allen Rücksichten vollkommen zu entsprechen, vorausgesetzt, daß dafür das Ganze mit alleiniger Ausnahme der Handschriften und der Familien-Portraits, also ohne Vorbehalt eines

Bauplatzes in dem Garten und ohne Vorbehalt des einen Gartenhauses erworben werden könne.

2.

Um das Werk nach Möglichkeit zu fördern, will Sachsen-Weimar-Eisenach außer seinem Theil an der Ankaufs-Summe übernehmen und bestreiten:

a) die auf den Grundstücken haftenden Lasten (Beil. III mit Ausschluß der durchschnittlich auf 7 rh 15 g. $6^{1}/_{5}$ ₰ des Jahres berechneten Assecuranz-Beiträge,

b) die jetzt gleich an dem Vordergebäude und der Dachung des Hintergebäudes nothwendigen Baulichkeiten-Herstellung einer Brandmauer nach der Seifengasse zu (bei H des Faustrisses auf der Beilage V), Herstellung einer zweiten Brandmauer nach dem Frauenthor zu (bei F und G jenes Faustrisses) oder Herstellung einer Giebelmauer auf derselben Seite so wie die erste innere Einrichtung mit Schränken, Tafeln, u. s. w., wenn die Ausführung ihm überlassen bleibt, auch was die Baulichkeiten anlangt, unter den Voraussetzungen und überhaupt nach Maßgabe der angeführten Beilage V.

c) die Kosten der Namens des durchl. Bundes zu führenden Oberaufsicht durch seine für solche Zwecke sonst schon geordneten Behörden, sowie die Unterhaltung eines Custos und eines Dieners (Portiers), wenn beiden freie Wohnung in dem Erdgeschoß und in der Mansarde des Hauptgebäudes verstattet und die Wahl der anzustellenden Personen ebenfalls ihm, Weimar, allein, anheimgegeben wird. Auch würde hierneben

d) darauf Bedacht genommen werden, daß die Sammlungen Tag für Tag in gewissen Stunden zum Besuch und zur Ansicht geöffnet werden mit Ausnahme eines Monats, welcher in passender Jahreszeit zur Revision der Sammlungen, zur gründlichen Reinigung und zu etwaigen Reparaturen an und in den Gebäuden zu bestimmen sein möchte.

3.

Außer der Ankaufssumme ist noch eine Summe (ein Capital) von 12.000 rh wenigstens erforderlich, dessen Zinsabwurf zu verwenden wäre

a) zur Unterhaltung der Gebäude, des Gartens und der inneren Einrichtung,

b) zur Bezahlung der Assecuranz-Prämien für die Gebäude und für die Sammlungen,

c) zur Heitzung einiger Zimmer während der Winter-Monate,

d) zu dem Verwaltungs-Aufwand an Schreibmaterialien usw.

Die Weimarischen Behörden hätten hierüber jährlich eine Rechnung zu legen, welche bei dem Bundestage eingereicht und abgenommen werden möchte.

4.

Übernehme auch Weimar nach den vorstehenden Punkten gleichsam eine Ober-Custodie, so könnte es dennoch nur zu demselben Fleiß, welchen es in seinen eigenen Angelegenheiten gleicher Art anzuwenden pflegt, zur d i l i g e n t i a i n c o n c r e t o, sich für verbunden erachten. Eine d i l i g e n t i a i n a b s t r a c t o, eine unbedingte Haftpflicht für schädliche Handlungen oder gar für einen Zufall, wäre ihm keineswegs anzumuthen.

2.

Kanzler v. Müller an die Großherzogliche Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst:

...„Die Verhandlungen mit den v. Goetheschen Erben waren äußerst schwierig und zeitraubend, theils wegen der Entfernung der volljährigen Gebrüder von Goethe, wovon der ältere zu Wien, der jüngere zu Berlin dermalen sich aufhält, theils — und noch weit mehr — wegen deren großer Abneigung, sich von dem Besitze des großväterlichen Wohnhauses und Gartens zu trennen, welche Räume ihnen durch Pietät und Erinnerung unschätzbar geworden. Erst in den letzten Tagen ist es gelungen, sie über diesen Punkt zu einer beifälligen Erklärung zu vermögen, so daß sie, um der beabsichtigten so preiswürdigen Nationalstiftung nicht in den Weg zu treten, sich und ihrer unmündigen Schwester von diesen großväterlichen Räumen durchaus nichts vorbehalten wollen, als im Garten einen noch näher zu bestimmenden Bauplatz und das rechts neben dem Wohnhause gelegene — an sich unbedeutende Gartenhaus. Eben so sind sie bereit, einen Theil des Mobiliars in dem Wohnhause mit zu überlassen.

Die Herren Vormünder der unmündigen Fräulein Alma v. Goethe waren gleich Anfangs entschlossen, in die Veräußerung des Wohnhauses und Gartens zu willigen, geleitet von der Überzeugung, daß der großartige Zweck nur auf diese Weise erreicht werden könne und daß der erhabene Beschluß des durchl. deutschen Bundes den v. Goethe'schen Erben die allerdankbarste Anerkennung und möglichste Förderung zur Pflicht mache.

Die v. Goethe'schen Erben sind auch ferner sämmtlich darin einverstanden, daß die Kunst- und Naturalien-Sammlungen ihres verewigten

Erblassers zu der Nationalstiftung abgetreten werden, und behalten sich davon nur die Sammlung von Handschriften, die Familien-Portraits und einige wenige, in den Katalogen einzeln bezeichnete Gegenstände vor, die nur für ihre Erinnerung von besonderem Werthe sind. Sie wollen dagegen auch die kolossale Marmorbüste Goethe's von David und den goldenen Lorbeerkranz mit Smaragden, welchen die Stadt Frankfurt dem verewigten Goethe weihete sowie mehrere andere Kleinodien und 40 eigene Handzeichnungen Goethe's mit überlassen.

Was nun den Preis für alle diese Gegenstände betrifft, so ist es zur Zeit nicht gelungen, eine Einigung hierüber unter den Interessenten zu erwirken. Während die Vormünder der Fräulein Alma von Goethe sich pflichtmäßig überzeugt halten, daß schon eine mäßige Summe keine Verletzung des Interesse ihrer Pflegebefohlenen enthalten würde, so bestehen dagegen die beiden volljährigen von Goethe'schen Enkel auf 80.000 Rthlr.

Der Unterzeichnete hat es nicht mit seinen Pflichten als Testaments-Vollstrecker vereinigen zu können geglaubt, diese Forderung als eine Forderung der Gesammtheit der v. Goethe'schen Erben der hohen Bundestags-Commission gegenüber auszusprechen; er hat vielmehr den Gebrüdern v. Goethe auf deren Ultimatum erwiedert, daß er es ihnen lediglich überlassen müsse, besagte Forderung an die hohe Bundestags-Commission unmittelbar zu richten, während von Seiten der Vormünder und der Obervormundschaft nicht die geringste Schwierigkeit gemacht werden würde, diejenige von dem hohen Bundestage zu verwilligende Summe zu genehmigen, welche mit dem Interesse der unmündigen Alma v. Goethe in Einklang stände.

Um aber für den Fall, daß die Summe von 80.000 Thlr. nicht verwilligt werden sollte, das jedenfalls höchst bedauerliche Scheitern des ganzen Planes zu verhüten, muß der Unterzeichnete sehr wünschen, daß die hohe Bundestags-Commission baldmöglichst das Maximum ihres Gebotes bestimmt aussprechen wolle, damit alsdann im Interesse der noch unmündigen Alma v. Goethe und auf dem Grunde der testamentarischen Dispositionen ihres Großvaters die, je nach den Umständen, zweckmäßigsten Maßregeln ergriffen werden können.

Der Unterzeichnete überreicht in der Anfuge

1) einen Grund- und Aufriß des v. Goethe'schen Wohnhauses und Gartens,

2) beglaubigte Abschrift der von den verpflichteten Gewerben aufgenommenen Taxe dieser Grundstücke nebst einem Extrakt der Stadtsteuereinnahme,

3) eine Zusammenstellung des durchschnittlichen Aufwandes für Steuern, Abgaben und Feuerversicherungskosten unter III, wobei jedoch zu bemerken ist, daß unter den Steuern auch diejenigen stecken, welche auf den beiden an das v. Goethe'sche Wohnhaus stoßenden Nebenhäusern ruhen. Es betragen die letzteren zusammen.

| | | | |
|---|---|---|---|
| | 7 g | 6 | terminlich (dermalen werden 17 Termine entrichtet) |
| | 16 „ | — „ | jährlich Geschoß und Nachtwachgeld, |
| | 7 „ | 6 „ | Almosensteuer |
| 1 . | 9 „ | $8^1/_5$ | conv. Brandkassebeiträge |
| 2 rd. | 16 g | $8^1/_2$ | conv. |

Diese auf 3250 rth taxirten Nebenhäuser möchten sich zur Mitacquisition sehr empfehlen, um darüber willkürlich disponiren und wenn sie wieder veräußert werden wollen, zweckmäßige Bestimmungen zur Sicherung des Haupthauses und Verhütung der Nachbarschaft feuergefährlicher Gewerbe und sonstiger schädlicher Verhältnisse treffen zu können.

4) Ein zehnjähriges Extract über die Unterhaltungskosten des Gebäudes läßt sich mit irgend einiger Zuverlässigkeit aus den in der Beilage Nr. IV entwickelten Gründen nicht geben, nach einem Gutachten des Herrn Oberbaudirectors Coudray aber, Beilage V möchten die Unterhaltungskosten auf jährlich 200 rth im Durchschnitt anzuschlagen sein.

5) Die Brandversicherungskosten für die Sammlungen bei der Aachener Feuer Assekuranz haben bisher betragen im jährlichen Durchschnitt 49 rth 24 g. Was die Kataloge der Sammlungen anbetrifft, so hat deren Revision und resp. Neuaufstellung sehr viel Zeit und Sorgfalt erfordert. Sie sind jetzt vollendet, aber soviel Kupferstiche, Lithographien, Holzschnitte und Handzeichnungen anlangt, so voluminös, daß deren Abschrift noch nicht hat gefertiget werden können, es wäre auch vielleicht besser, wenn sie hier an Ort und Stelle eingesehen werden könnten.

Der Unterzeichnete muß sich daher begnügen 6), das Verzeichniß der Mineralien an 17,873 Nummern, die nach einer speziellen Taxe des Hrn. Bergraths und Professors Schüler zu Jena allein auf 7456 rth 10 g geschätzt sind,

7) das Verzeichniß der Kleinodien,

8) das Verzeichniß der geschnittenen in Ringe gefaßten edlen Steine,

9) das der Medaillen,

10) der Broncen,

11 a) der Gemälde und Kupferstiche unter Glas und Rahmen und der Büsten in den Wohnzimmern, sowie

11 b) der 138 Portraits von Zeitgenossen im Goethe'schen Album,

12) der Majoliken und der antiken und modernen Arbeiten in Marmor, Elfenbein und Wachs, ingleichen der Curiositäten,

zu überreichen, und

13) durch die Beilage XIII die Ansicht zu begründen, daß die Zinsen eines Capitals von 12.000 rd hinreichen dürften, die jährlichen Unterhaltungskosten für die projektirte National-Stiftung zu decken.

Weimar den 28. Jan 1843

Friedrich von Müller

* * *

Während die Regierungen der Bundesstaaten diplomatische Noten wechselten und die Sache sich immer mehr in die Länge zog, machten sich in der Öffentlichkeit auch Stimmen gegen das Projekt geltend, wie aus dem folgenden Artikel im „Morgenblatt für gebildete Stände" vom 28. Februar 1843, S. 200, hervorgeht:

„Wir dürfen hoffen, daß über den Ankauf des Goetheschen Hauses und seiner Sammlungen als Nationaldenkmal bald abgeschlossen werden wird. Die Erben haben die Summe von 70,000 Thalern verlangt, die allerdings bedeutender zu seyn scheint, als man erwartet hatte; an einem baldigen Uebereinkommen hierüber ist jedoch nicht zu zweifeln. Weiter hatte sich die Familie noch eine Wohnung im Hause für immerdar ausbedungen, doch soll sie bereits von diesem Verlangen abgestanden seyn. Sicher werden die Erben ihr wahres Interesse nicht so sehr verkennen, daß sie nicht den ihnen gemachten, so ehrenvollen Anträgen nach Kräften und mit Freuden nachzukommen suchen sollten. Es haben sich einzelne Stimmen erhoben, die da meinen, Goethe sey eines Nationaldenkmals weniger würdig als Schiller, weil dieser mehr als jener sich der Volksinteresse angenommen. Kann denn bei uns nichts Schönes und Edles mehr unternommen werden, ohne das sogleich die Fahne der Partei aufgesteckt wird! Weil man nun zufällig Schiller nicht ein ähnliches Denkmal setzen kann, weil er eben nicht ein ähnliches Haus und ähnliche Sammlungen hinterlassen, darum darf auch Goethe in seinem Hause kein Denkmal erhalten? Andere meinen überhaupt, Goethe sey eines Nationaldenkmals nicht würdig, weil er nicht im Sinne der Nation und für das Volk und seine Rechte gedichtet habe; welcher Dichter ist aber thätiger und wirksamer gewesen, welcher Dichter vertritt deutsche Dicht- und Denkweise, unsere ganze Literatur andern Nationen gegenüber in vollkommenerem, höherem würdigerem Maße als Goethe? — Alexander ehrte und erhielt einst Pindars Haus allein in der Zerstörung Thebens und gab es den Erben des großen Dichters zurück. Shakespeares Haus, von verschiedenen Besitzern seit des Dichters Tode in nicht immer würdiger Weise benutzt, ist jetzt für die Engländer ein besonderer Gegenstand der Verehrung. So wird Tassos Haus besucht und verehrt, so Schillers Geburtshaus in Marbach u. s. f. Und das Haus, in welchem Goethe ein halbes Jahrhundert lang gewohnt und gedichtet, in welchem er die herrlichsten Sammlungen, Zeugen seiner Universalität, aufgehäuft, wäre nicht würdig, von der Nation als Denkmal hergestellt und verehrt zu werden?"

„Durch das viele Hin- und Herverhandeln nicht zuletzt durch ihre Abneigung gegen den Kanzler Müller nervös gemacht, erklärten die beiden Enkel des Dichters, Walter und Wolfgang, am 10. Oktober 1843: sie könnten aus Pietät und aus Anhänglichkeit an ihre Wohnräume in den Verkauf nicht willigen und wollten künftig selbst in würdiger Weise für die Sammlungen sorgen — charakteristisch für ihr schwankendes und zaghaftes Vorgehen in so vielen Sachen[6]."

Nach Goethes Tod behielt Ottilie mit ihren Kindern die Mansardenwohnung bei, bis sie 1839 nach Wien übersiedelte. Das erste Geschoß wurde an Freunde vermietet, nur das Urbino- und das große Sammlungszimmer blieben den in Schränken zusammengepackten Sammlungen vorbehalten. Goethes Privatzimmer, deren Inventar in den Akten als „unveränderlich" erwähnt wird, schloß man ab. Nur selten noch, und nur bei besonders festlichen Gelegenheiten betrat nach jener abschlägigen Bescheidung des Deutschen Bundes ein Fremder das Goethesche Haus[7].

Erst vierzig Jahre später, nach dem Tode Walter v. Goethes, erschlossen sich die Räume wieder.

[6] Freundliche Mitteilung Wolfgang von Oettingens vom 28. August 1912.

[7] Schütte, S. 7 f.

# EIN UNBEKANNTES GEDICHTCHEN GOETHES?

Von ROBERT F. ARNOLD.

Im Jahrgang 1808 der von Bäuerle herausgegebenen „Zeitung für Theater, Musik und Poesie", desselben Organs, das in der Folge, nach 1811, als „Theaterzeitung" zum gelesensten und leider auch zum charakteristischen Journal des österreichischen Vormärz werden sollte, findet sich (Nr. 39, S. 311) folgender kurioser Artikel, der, wenn ein Schluß ex absentia (Goedeke's Grundriß [3]4 III: 131—134, [3]4 IV: M 85; Register der Jubiläums-Ausg.; Strehlkes Sammlung der lyrischen Dubiosa Goethes in Hempels Ausg. 3: 393 ff) gestattet ist, seit seiner Drucklegung weitere Beachtung nicht gefunden hat. Allerdings sind jene ältesten Jahrgänge der Theaterzeitung, offenbar in kleiner Auflage gedruckt, sehr selten.

Goethes Stella.

Goethe's Stella, ein Schauspiel für Liebende, erschien. Ein junger Mensch, der eben damals an der Liebe krank, und in der That auch nicht so reich war, sich das Stück kaufen zu können, fiel auf den sonderbaren Gedanken, an den Verfasser selbst darum zu schreiben. Er schrieb folgendes:

Deine Stella schenk' mir, schöpferischer Goethe!
Denn ich liebe, und bin arm, arm wie — ein Poete.

Es dauert keine drey Posttage, so erhielt er die Stella in rosenfarbene Seide gebunden, mit diesen Zeilen von Goethe's Hand auf das Titelblatt geschrieben:

Nimm den Tropfen Balsam denn von mir!
Hätt' ich mehr; ich gäb's auch Dir,
Hätt'st Du mehr, nähm's auch von Dir.

Der Liebende verschlang den Tropfen, und dies war sein Dank.

Genommen hab ich die Balsamtropfen!
  Sie schmeckten so süß; doch halfen sie nicht;
Denn ach! bey Liebeskranken — ist Hopfen
  Und Malz verlohren durch — ein Gesicht!
Ja! Gott verzeih' mir die schwere Sünde!
  Oft glaubt ich gar: Sie schadeten sehr!
Da rief ich Kranker Dich Arzt: Entzünde,
  Mein wallendes Blut nicht noch mehr!
Sieh! Du hast Oehl ins Feuer gegossen!
  Sieh, wie mir Stirne und Wange glüht!
Bis endlich meine Thränen flossen
  Wie Wasser aus einem Kochtopf sprüht.
Doch wär's auch; so würd' ich nur mehr Dir danken,
  Nur mehr Dich preisen mit Herz und Mund.
Du gibst, was er will, Arzney dem Kranken,
  Und machst, wie er's will, ihn — nicht gesund!
O Arzt, werth, daß ihn jeder preise
  Dem seine Krankheit selbst gefällt!
Arzt für die Thoren und für Weise!
  Arzt für die klein und große Welt!
Arzt für den Reichen und den Armen!
  Für Deine Nachsicht mit Schwachheit, empfang'
Für Deine Schonung, für Dein Erbarmen,
  Statt kalter Bezahlung — den wärmsten Dank!

G. G.

Sollen wir nun überhaupt dem Bericht G. G.'s Glauben schenken? Gewiß könnte sich irgend ein Literat die ganze Verskorrespondenz aus den Fingern gesogen haben, ein Wiener oder, wenn wir im obigen (wie etwa im gleichzeitigen „Plauderer" Wien 1808 oder in Castellis „Sammler" 1809 ff allenthalben) einen Nachdruck vor uns haben, ein sonstwo wohnhafter Schriftsteller; aber für die Glaubwürdigkeit unseres anonymen Gewährsmannes scheint der Umstand zu sprechen, daß Goethe zur Zeit der Veröffentlichung lebte. Und an und für sich ist's nicht unglaublich, daß 1776 ein Quidam den Dichter um ein Exemplar der „Stella" angebettelt, dieser in guter Laune ihm das Verlangte mit ein paar Versen geschickt und der Quidam (kein Sohn Apolls, um mit Hebbel zu reden) ihm durch die mitgeteilten Reime gedankt habe. Wie freundlich ist nicht Goethe ganz zur selben Zeit dem unbekannten armen Plessing entgegengekommen, dessen Name für immer mit der „Harzreise im Winter" verknüpft bleibt! Freilich, wenn man die nunmehr ausgegrabenen drei Verse mit der poetischen Widmung der Stella an Lili Schönemann („Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen") vergleicht, stellen sich doch allerlei Bedenken ein, und so handelt man wohl am klügsten — vestigia terrent —, unseren kleinen Fund mit einem großen Fragezeichen zu versehen.

* * *

# NACHRUF FÜR DEN VERSTORBENEN OBMANN DR. V. W. RUSS

gehalten am 2. Februar 1921 im Wiener Goethe-Verein von dem derzeitigen Obmanne Sektionschef Wilhelm Weckbecker.

Am 17. Juli hat uns der Tod den Obmann des Wiener Goethe-Vereines, Geheimen Rat Dr. Viktor Russ entrissen, nachdem er noch wenige Wochen vorher seinen achtzigsten Geburtstag — in voller, nur durch ein Augenleiden etwas beeinträchtigter Frische — unter der sympathischen Teilnahme der Öffentlichkeit hatte begehen können.

Als dem vom Ausschusse an seiner Stelle gewählten Obmanne unseres Vereines obliegt es mir, ihm hier den Nachruf zu halten. Ich entspreche dieser Pflicht um so lieber, als sie mir nicht bloß eine Form, sondern ein Herzensbedürfnis ist. Viktor Russ war für jene, die ihm näher kommen durften, in seinem abgeklärten Wesen und mit seinem durchdringenden Verstande eine wirklich verehrungswürdige Persönlichkeit.

Vor allem und in allem war Russ Politiker, durch und durch ein Ζῷον πολιτικόν. Eben deshalb ist es nicht möglich, von dieser Seite seines Wesens abzusehen, wie es der unpolitischen Natur unseres Vereins entsprechen würde.

Übrigens meine ich, wir sollten uns so streng nicht mehr an das Wort halten, „politisch Lied, ein garstig Lied". Schöner ist das Lied freilich nicht geworden; aber die darin liegende Abneigung der Intellektuellen gegen die Politik hat wohl viel zu der geringeren Beachtung beigetragen, die sie im heutigen politischen Getriebe finden. Und an Vereinigungen wie der unseren liegt es sicherlich auch, dazu zu helfen, daß Kulturbestrebungen und geistige Arbeit den Platz wieder erobern, der ihnen unter den Faktoren von Wirtschaft und Politik in der staatlichen Gemeinschaft gebührt.

Russ war, obwohl in Wien geboren, nachdem er in Prag seine Hochschulstudien vollendet hatte, dort sehr bald ins politische Leben eingetreten. Bis in sein hohes Alter ist er darin tätig geblieben. Erst Landtags-, dann bald darauf Reichsratsabgeordneter von deutschbömischen Wahlkreisen, hat er sich zeitlebens zur deutschen Sache in Österreich bekannt; doch nicht in intransigenter, sondern in — bei aller Festigkeit — maßvoller Weise. Ernst Plener hat in einem Aufsatze zu Russ' achtzigstem Geburtstage diese Seite seines Wirkens eingehend gewürdigt und besonders darauf hingewiesen, daß ihm wiederholt in nationalen Fragen glückliche Kompromisse gelangen, so bei der Teilung der Prager Universität und bei den Verhandlungen über die Sprachenfrage in Böhmen. Sein besonderes Interesse galt den Aufgaben des Eisenbahn- und Schiffahrtsverkehrs. Die von Chlumecky eingeleitete Aktion zur Verstaatlichung unseres Eisenbahnwesens hat er wirkungsvoll unterstützt und sich ebenso um die Elbe- und Moldauschiffahrt, später auch um die auf der Donau verdient gemacht. Die Frucht eingehender Studien auf diesen Gebieten sind mehrere Schriften, so über künstliche Schiffahrtstraßen, über die Verbindung der Donau mit Elbe und Moldau usw. Nicht minder befaßte sich Russ mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich, mit Zoll- und Handelsvertragsfragen, und auch Unterrichtsfragen lagen ihm am Herzen, wie es denn überhaupt wenige Gebiete von Volkswirtschaft und Politik gab, denen er nicht mit eindringendstem Verständnis und Interesse gegenübergestanden wäre.

In der parlamentarischen Karriere brachte es Russ im Abgeordnetenhaus zu einer hochangesehenen, ja führenden Stellung, ebenso im Herrenhaus, in das er durch das Vertrauen der Krone berufen worden war.

Durch seine Betätigung als Abgeordneter des Städtekreises Karlsbad-Joachimstal kam er in die Gelegenheit, sich an der Errichtung der Goethe-Denkmäler in Eger und Karlsbad werktätig zu beteiligen und so auch der Goethe-Forschung nahezukommen, die ihn später so sehr gefangennahm.

Seine formvollendete Rede zur Enthüllung des Egerer Goethe-Denkmals und die Herausgabe mehrerer Schriften über Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern geben Zeugnis von der Wärme, mit der er sich dieser Dinge annahm. Die von ihm besorgte zweite und wesentlich erweiterte Auflage von Hlavaceks Arbeit „Goethe in Karlsbad" spricht für die eindringendste Beschäftigung mit Goethes Leben und Schaffen, besonders auch für liebevolle Vertiefung in die naturwissenschaftlichen Probleme,

die Goethe zeitlebens so sehr beschäftigten und denen auch der heutige Vortrag des Prof. Dr. Pintner gilt. Auf dieser Basis entwickelten sich die Beziehungen Russ' zum deutschen Schrifttum immer mehr. Hatte er schon als Universitätshörer und Obmann der Lese- und Redehalle deutscher Studenten in Prag die Festrede bei einer Schiller-Feier gehalten, so blieb seine Herzensneigung den deutschen Dichterheroen, Goethe voran, für immer zugewendet. Seinen „Faust" kannte er auswendig und liebte es, bei jeder Gelegenheit in Reden und Briefen Zitate daraus zu verwenden. Die „Faust"-Literatur beherrschte er wie wenige und als persönliches Detail ist es interessant zu hören, daß er Ulrike von Levetzow gekannt und auf ihrem Besitz in Böhmen besucht hat. Ein Tintenfaß Goethes, das er von ihr erhielt, hat er dem Goethe-Museum in Wien gespendet. Dieser ausgesprochenen Liebe für die deutschen Klassiker folgend, nahm er gegenüber der modernen literarischen Produktion — die er übrigens mit dem größten Interesse verfolgte — eher eine scharf kritische Haltung ein. Ähnlich auf dem Gebiete der bildenden Künste, für die er ebenfalls hohes Interesse und auch selbst Begabung hatte. Auf Spaziergängen pflegte er einen Zeichenblock mitzuführen, um kleine Landschaftsskizzen zu machen und eine Zeitlang modellierte er mit Leidenschaft und schuf Porträtplaketten von Familienangehörigen. Wiederholte Reisen ins Ausland, besonders Italien, bestärkten ihn in diesen künstlerischen Neigungen.

Dem Goethe-Verein, dem Russ seit seinem Bestehen, also seit 1876, angehörte, und in dem er von Anbeginn die Stelle des Obmannstellvertreters, seit 1915 in Nachfolge Marchets die des Obmannes bekleidete, hat er stets seine volle Arbeitskraft und den reichen Schatz seiner Erfahrungen zur Verfügung gestellt. Seine Verdienste um die Errichtung des Goethe-Denkmals in Wien und des hiesigen Goethe-Museums sind uns allen in lebhafter Erinnerung.

Als Mensch war Russ in gewissem Sinne von strengem, äußerlich mitunter schroffem Wesen. Im Kerne war er ein warmherziger, milder und gerecht denkender Mann, vor allem aber das, was wir heute mehr schätzen als je und wonach wir uns im öffentlichen Leben so sehr sehnen: ein Charakter, ein aufrechter Mann von Gesinnungstreue und Wahrhaftigkeit, ein guter Österreicher des alten Schlages, wie wir solche heute mehr denn jemals brauchen würden, soll unser armes, aus tausend Wunden blutendes Land wieder zu Kräften kommen. In unserem Andenken ist ihm Ehre und Dankbarkeit sicher.

* * *

# BÜCHERSCHAU

**Emil Ludwig,** Goethe. Geschichte eines Menschen. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1. Bd. 1920. XII, 415 S. 2. Bd. 1920. 352 S. 3. Bd. 1920. 483 S.

Mit den Leistungen Chamberlains, Simmels, Cassierers, Gundolfs, um nur die bedeutendsten zu nennen, ist dem drängenden Willen der Zeit, sich in Goethes Sein und Schaffen zu versenken, es von einem Blickpunkt aus in einem Bilde zu umfassen nicht genug getan. Emil Ludwig gibt die Geschichte des Menschen Goethe und ihm auf den Fersen folgt schon, dies Werk, wenn auch mit Anerkennung als Materialsammlung benützend, Julius Bab; Brandes formt die einstigen Betrachtungen zu umfänglicher Gestaltung — andächtige, ja leidenschaftliche Hinwendung zu Goethe als Symptom nicht minder merkwürdig und bedeutend als die Abkehr der jüngsten Dichtergeneration von ihm. Ludwig erstrebt als Psycholog und Künstler die Synthese von unanfechtbarer Tatsachenrichtigkeit und plastischer Lebendigkeit, von „historischer Wahrheit eines Kalenders" und „psychologischer Wahrheit einer Dichtung". Dieses Ziel bedingt die mitwirkenden Kräfte, Beherrschung des Stoffes im Einklang mit der dankbar anerkannten Forschung und dichterische Intuition, zugleich freilich seine Problematik und Gefährdung, Vergewaltigung der einen durch die andre. Mag Lust am Fabulieren zuweilen etwas üppig wuchern, die Anekdote bisweilen das psychologische Problem mehr verhüllen als klären, wir nehmen lieber Eigenmächtigkeiten einer doch im Bilde bleibenden Phantasie in Kauf als etwa die distanzlose Mosaikarbeit Bodes, aus der sich kein Gebild gestalten will und die dem Suchenden den Überblick vorenthält. Das Neue der Leistung Ludwigs kann kaum besser als am Gegenbilde der Gundolfschen erörtert werden. Stand hier das Werk Goethes in seiner ästhetischen Geltung, das Form- und Gestaltgewordene in Frage, spürt Ludwig dem Nicht-Geprägten, Ewig-Labilen und Veränderlichen seiner Seele, ihrem Wachsen und Werden nach. Goethes Dichtung ist hier nur mehr Mittel und Behelf, als solches gleichwertig jedem andern Zeugnis, Brief, Gespräch oder Bild das hier zum erstenmal systematisch ausgewertet wird. Ludwig ist Dichter, Dramatiker und so ergreift ihn vor allem das nie beruhigte, wenn auch oft überdeckte Ringen dieser

Seele. Feinhörig und empfindlich für jede Nuance dieses typisierenden, zur Entpersönlichung fortschreitenden Geistes erlauscht er in verfrühter oder erzwungener Harmonie die mitschwingenden Untertöne des ungebändigt Dämonischen. So geht er den Weg des Dichters, der „begnadet und verurteilt" war, „jede Erfahrung ins Allgemeine zu deuten", zurück und sucht unter der vereisten Lava den Vulkan. War aber eben die Dichtung noch Mittel zum Zweck, will Ludwig doch nichts anderes als den Boden lockern und ihm so ein tieferes, „persönlicheres" Erfassen bereiten. Vielleicht ist die Periodizität des Goetheschen Lebens, die in zwölf Lustren von je sieben Jahren zerlegt wird, etwas künstlich gegliedert, jedenfalls hat Ludwig in seinem Verfahren die Nerven bloßgelegt, die den alten mit dem jungen Goethe verbinden, herkömmliche Zäsuren und die noch immer volkstümliche Legende vom Olympier, der an seinem Leben als am Kunstwerk bosselt, verschwinden gemacht. Ist so das einander ausschließende Nacheinander in Kontinuität verwandelt, wird das Nebeneinander von Kraft und Gegenkraft, die Polarität des Goetheschen Wesens, wo stetig „das Licht des Bewußtseins die eigenen Gegenkräfte" bestrahlt, umso deutlicher. Von der orchestralen Wirkung des Ganzen geht Ludwig auch hier immer zurück zur Partitur, um die Stimmenverteilung zu verfolgen. Harmonie kann höchstens dem Sechziger zugesprochen werden. Kügelgens Bild gibt den besten Begriff, im achtzigjährigen „Phoenix" droht noch immer das nur äußerlich ruhige Chaos von Tatkraft, Eros, Skepsis, Selbstbewußtsein, Ehrfurcht und Ironie. Quellen und Methode geben auch die Grenzen des Buches, Grund für manche Akzentverschiebung. Der Mutter wird fast jeder Einfluß abgesprochen: „Der Genius ist niemals aus menschlichen Säften aufgestiegen", ein Satz, der, selbst wenn die Eltern vom Sohne vergessen würden, dadurch nicht bewiesen wäre. Und es ist nur eine Folge der Problemstellung, wenn der alte Goethe vor dem jungen an Bedeutung gewinnt. Merkwürdiger Wandel der Zeiten auch hier, da vorauszusetzen ist, daß sich das Bild Goethes, wie Ludwig es in seinem schönen Buche, das der Verlag vornehm ausgestattet hat, dem Herzen und Bewußtsein der Gebildeten einprägen wird. Viel Wissen und gehäuftes Material hat für eine Zeit wenigstens von berufener Hand Gestaltung gewonnen, für eine Zeit, die in ihrer Zerquältheit doppelt feinfühlig geworden ist für Kampf und Leid dieses Lebens, das durch alle redlich miterlebte Not zum endlichen Siege wächst.

Dr. Franz Koch.

**Gespräche mit Goethe** in den letzten Jahren seines Lebens (1823—1832). Von Johann Peter Eckermann. Kommentierte Ausgabe. Herausgegeben, mit Einleitung, erläuternden und ergänzenden Anmerkungen sowie mit einem Register versehen von Prof. Dr. Eduard Castle. Mit 88 Abbildungen und zwei Handschriftproben. Band 1 und 2. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart 1916.

Eckermann datiert die Vorrede zum dritten Teil der „Gespräche mit Goethe" vom 21. Dezember 1847. Genau siebzig Jahre sind also seit der Vollendung seines Werkes vergangen, des einzigen Gesprächswerkes unserer Literatur, das klassische Geltung erlangt hat. Wenn wir heute die „Gespräche" zur Hand nehmen, so überkommt uns dasselbe Gefühl, das den Besucher Pompejis beim Anblick dieser zertrümmerten, versunkenen Welt ergreift. Die europäische Kulturgemeinschaft ist unter den Schlägen des fürchterlichsten aller Kriege zusammengebrochen und alles, wofür Goethe gelebt und gewirkt hat, scheint für ewig zunichte gemacht. Und doch! Nie hat Eckermanns Lebenswerk höheren Wert gehabt als gerade in unseren Tagen und die „bessere Menschheit', für die er die Unterhaltungen und Gespräche bewahrt hat, kann sich keine bessere Grundlage für den Wiederaufbau ihrer Kulturbeziehungen wünschen als dieses „Fundament unendlicher Kultur". Uns erscheint heute das Goethe-Haus am Weimarer Frauenplan wie eine Insel der Seligen, wo alle Leidenschaften schweigen, und Eckermann ist der geistermächtige Zauberer, der diese „Märchenwelt" in alter Pracht aufsteigen läßt. Wir sehen, indem wir uns in die Blätter der „Gespräche" vertiefen, den hohen Meister, wie ihn der Jünger geschaut und gezeichnet hat, im schwarzen Frack mit Stern in der hellen Beleuchtung seiner Gesellschaftszimmer, umgeben von dem kulturgesättigten Kreise seiner Verehrer und Verehrerinnen, und wir sehen ihn im weißflanellenen Schlafrock beim stillen Kerzenlicht in seinem Studierzimmer, den fromm aufhorchenden Eckermann vor sich, wie er ihm über den Tisch hinüber die Hand drückt. Und wir vergessen, daß sich fast die gesamte Welt zu einem Kreuzzug gegen die deutschen Barbaren verbündet hat.

Castles Ausgabe der „Gespräche", der diese Zeilen gelten, unterstützt durch vortreffliche Bildbeigaben unsere Einbildungskraft, indem sie alle Räumlichkeiten des Goethe-Hauses an uns vorüberziehen läßt, von dem Schlaf- und Arbeitszimmer mit ihrer mehr als schlichten Einrichtung bis zu den mit Antiken und Gemälden geschmückten Gast- und Festräumen. Weitere Bilder führen uns andere Örtlichkeiten sowie die Männer und Frauen des Goethe-Kreises vor Augen und zeigen die Kunstgegenstände (Antike, Deutsche, Franzosen, Italiener und Niederländer), die Goethe seinem Genossen vorgelegt hat und die im Verlaufe der „Gespräche" erwähnt oder beschrieben werden. Bildbeigaben zu den „Gesprächen" hat zuerst 1909 H. H. Houben in der achten Originalauflage (F. A. Brockhaus in Leipzig) gebracht. Seinem Vorgange folgte 1913 Konrad Höfer in der neu durchgesehenen Eckermann-Ausgabe Ludwig Geigers (Hesse und Becker) und in demselben Jahre unternahm Hans Th. Kröber mit Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums eine systematische Illustrierung in Gustav Kiepenheuers Verlag in Weimar. Castles Bilder haben den Vorzug, daß sie auf die Urbilder selbst zurückgehen, die Eckermann in Händen gehabt hat und deren Benützung und Wiedergabe Castle durch die Direktion des Goethe-Nationalmuseums in entgegenkommender Weise gestattet wurde.

Textlich vermag die neue Ausgabe selbstverständlich nichts Wesentliches zu berichten. Houben war so glücklich, für den dritten Teil der Gespräche Eckermanns eigene Handschrift benützen zu können, die sich seit 1867 im Besitze der Firma Brockhaus befindet. Castle war ein Einblick in diese Handschrift natürlich nicht gestattet und so mußte er sich damit begnügen, den durch Houben richtiggestellten Text wiederzugeben; die irrtümlichen Wochentagsangaben in den Jahren 1823 und 1831 hat er kurzerhand be-

richtigt. Den ersten und zweiten Teil, für die sich Handschriften nicht mehr vorfinden, bietet Castle nach dem Wortlaut der ersten Originalausgabe von 1836; nur an einer Stelle (I. S. 132, Z. 9 f) hat er nach dem Vorgang der dritten Auflage eine Textänderung aus Eckermanns Handexemplar übernommen: sie betrifft die Nennung Platens, die Eckermann in der ersten und zweiten Auflage vermieden hatte.

Blieb also für den Text nicht viel zu tun übrig, so konnte und mußte umso größere Sorgfalt den Anmerkungen und Erklärungen gewidmet werden. War doch die Forschung hier merkwürdigerweise fast ganz auf des fleißigen Düntzer grundlegenden Leistungen vom Jahre 1885 (6. Auflage der „Gespräche" bei F. A. Brockhaus) stehen geblieben. Die ganze Fülle der seither dazugekommenen Veröffentlichungen — die Weimarer Ausgabe, Biedermanns Sammlung von „Goethes Gesprächen" (2. Aufl. 1909—11), Kipkas Goethe-Bibliographie in Goedekes Grundriß (3. Aufl. 4. Band, 2.—4. Abteilung), H. G. Gräfs achtbändige Sammlung „Goethe über seine Dichtungen", F. Tewes' Ausgabe der Eckermannschen Nachlaßpapiere (1. Band, mehr ist bisher nicht erschienen) — hat Castle zum erstenmal für seine Ausgabe der „Gespräche" vollständig ausgeschöpft und fruchtbar gemacht. Es war ihm auf diese Weise möglich, eine nahezu lückenlose Darstellung von Eckermanns Beziehungen zu Goethe zu geben. Nach den wechselnden Beschäftigungen Eckermanns hat er Abschnitte in dessen Verkehr mit Goethe unterschieden, in die er die Gespräche, sowohl die ausgearbeiteten als die von Eckermann übergangenen, genau nach der Zeitfolge eingereiht hat. Von Eckermann Zusammengezogenes wird kritisch in seine Teile zerlegt. Füllsel werden als solche gekennzeichnet, irrtümlich oder absichtlich falsch Datiertes wird richtiggestellt, Lücken werden soweit als möglich ergänzt. Dabei fiel auch manches Licht auf bisher dunkle Stellen in Goethes Tagebüchern. Diese Arbeit, die ganz in die Anmerkungen verwiesen ist, bedeutet natürlich keine Herabsetzung der Verdienste Eckermanns, sondern im Gegenteil eine fördernde Klarstellung seiner künstlerischen Absichten; denn als Kunstwerk, nicht als geschichtlich getreue Wiedergabe müssen die „Gespräche" gewürdigt werden.

Ein glücklicher Nachweis zur Entstehungsgeschichte der „Gespräche", der Castle gelungen ist, sei besonders hervorgehoben. Vom 5. bis 28. Dezember 1823 las Goethe des Grafen Las Cases eben vollendeten „Mémorial de Sainte-Hélène", eine bonapartistische Tendenzschrift, worin Las Cases Tag für Tag aufgezeichnet hat, was sein Abgott Napoleon in der Zeit von achtzehn Monaten tat oder sprach. Gewiß hat sich Goethe über das achtbändige Werk, in dem er durch drei Wochen täglich oft am Vor- und Nachmittag las, zu seiner Umgebung, also auch zu Eckermann ausgesprochen, wenn schon wir zufällig keine Aufzeichnung über ein solches Gespräch erhalten haben. Mitte Jänner 1824 machte nun Eckermann seiner Braut „ein interessantes Tagebuch" bekannt, das er begonnen hatte, und am 15. Februar legte er Goethe „eine aufgeschriebene frühere Unterredung" vor. Daraus ergibt sich, daß die Anregung zur Abfassung der „Gespräche" von dem Werke des Las Cases ausgegangen ist und nicht, wie man bisher geglaubt hat, von Thomas Medwins „Conversations of Lord Byron", von denen man vor dem Juni 1824 in Weimar nichts wußte und auch nichts wissen konnte. Dem Grafen Las Cases verdankt Eckermann übrigens nicht bloß die allgemeine Anregung, sondern auch den Gedanken, in einer Einleitung ausführlich „Nachricht über seine Person und Herkunft und die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe" zu geben; denn auch Las Cases schickt seinem Tagebuch einen Bericht über die Umstände seines Lebens voraus.

In einem Anhang (II, S. 300—304) bringt Castle aus Tewes' Veröffentlichung der Nachlaßpapiere Eckermanns (I, S. 328 ff.), dessen Bericht über seine „letzte Begegnung mit Goethe" (1836, im Traume) und sein Gedicht auf Goethes Porträt von Stieler (1829).

Ein besonderes Wort verdienen die mit musterhafter Sorgfalt und unbedingt verläßlicher Genauigkeit abgefaßten Register (II, S. 315—475). Sie zerfallen in vier Abteilungen: A. Namen — und hier sind besonders die Stichwörter Eckermann und Goethe zu derartigem Umfang angewachsen, daß ihnen eigene Inhaltsübersichten vorangestellt werden mußten —, B. Sachen — darin vor allem beachtenswert die Sammelwörter Kunst und Wissenschaft, die gleichfalls besonderer Inhaltsübersichten bedurften —, C. Schriften, D. Kunstwerke (zu den Abbildungen: ihnen ist auch ein systematisches Verzeichnis nach Örtlichkeiten, Persönlichkeiten, Kunstgegenständen und Handschriften gewidmet: II, S. 305—314).

Die gewaltige Arbeit, die in den Anmerkungen und Registern niedergelegt ist, macht die Ausgabe zu einem unentbehrlichen Rüstzeug jeder Goethe-Forschung; aber auch der Goethe-Freund, der über diese oder jene Äußerung oder Ansicht Goethes rasche und verläßliche Auskunft wünscht, wird zu Castles „Eckermann" greifen müssen.

Dr. A. Walheim.

**Taschenbuch der alten und neuen Masken.** Frankfurt und Leipzig. 1793 (Faksimile-Neudruck des Amalthea-Verlags, Zürich-Leipzig-Wien). 54 und 64 S., 16°, mit 6 schwarz-weißen und 18 illuminierten Tafeln; dazu: Nachwort von Dr. Rudolf Payer von Thurn. 30 S. 16° mit 3 Tafeln.

Zweimal, 1787 und 88, ist Goethe Augenzeuge des römischen Faschings gewesen. Stieß abgeschmackte Narrheit den bedächtigeren Deutschen das erstemal ab, so brachte er, ein Jahr danach, nunmehr schon tiefer eingebürgert, und durch den „entschiedenen Verlauf" der Lustbarkeiten mit ihnen halb ausgesöhnt, für das Treiben auf dem Corso wenigstens ein gewissermaßen naturforschendes Interesse, eine nachsichtige Teilnahme auf, ließ typische oder besonders kuriose Masken durch seinen Hausgenossen und Landsmann Joh. Georg S c h ü t z zeichnen (1787 hatte er sich selbst in derlei Skizzen versucht) und notierte sich, wie ein gewissenhafter Folklorist, den ganzen Verlauf des Festes. Auf diesen Zeichnungen und diesen Notizen beruht das 1789, also lange vor dem Erscheinen der „Italienischen Reise", in Quart (und in Folio) veröffentlichte Prachtwerk „D a s R ö m i s c h e C a r n e v a l", dessen Text, leicht überarbeitet, 1792 in Band 1 von Goethes „Neuen Schriften" aufgenommen wurde und von da an zur Vulgata gehört, bis 1816 der Öffentlichkeit gegenüber der einzige Bericht über Goethes Aufenthalt in Italien und eine wichtige Quelle für den zweiten Teil des „Faust".

Verleger des „Carnevals", wie der „Neuen Schriften" war Joh. Friedr. Unger in Berlin und sein Kommissionär für den (vielmehr das) „Carneval" Karl Wilh. Ettinger in Gotha. Weder in Preußen also noch in Sachsen-Weimar oder Sachsen-Gotha, aber sonst in jedem beliebigen „Stand" des römisch-deutschen Reichs (Payer denkt an Österreich) müßten wir jenen gewinnlustigen Konkurrenten Ungers suchen, der, ohne an Goethe oder Schütz Honorare zu zahlen, gleichwohl mit ihren Kälbern pflügen wollte. Nämlich so: er machte, ohne viel, das heißt ohne irgendwen zu fragen, aus dem Ungerschen Quartanten ein Taschenbuch im Sedezformat der Almanache, stellte dem Goetheschen Text eine Abhandlung „Über die Masken", die er, wie Mephisto, „wo anders", nämlich aus einem lateinischen Schmöcker von 1723, hernahm, voran, gab die Kupfer Schützens verkleinert, doch ebenfalls illuminiert bei — und so entstand, für unser Gefühl freilich gar sehr per nefas — ein graziöses Büchlein, das 1793 in „Frankfurt und Leipzig", dem beliebten Pseudonym für den Wohnort verschämter Nachdrucker herauskam, mittlerweile gleich dem Ungerschen Druck, sehr selten geworden ist und uns jetzt in getreuer Nachbildung vorliegt, die der graphischen Industrie unserer Heimat alle Ehre macht. — Payers Geleitwort vereinigt auf engstem Raum die Summe der bekannten mit interessanten neuen Tatsachen. Robert F. Arnold.

**Goethes Ehe in Briefen.** Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Mit acht Bildertafeln, einem Faksimile und einem Schlußstück. Frankfurt am Main, Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Wir glauben unseren Lesern die beste Vorstellung von diesem wertvollen Buche geben zu können, wenn wir hier den Anfang des Vorwortes aus der Feder des hochverdienten Herausgebers abdrucken, dessen Standard-Work „Goethe über seine Dichtungen", von dem in diesen Blättern wiederholt die Rede war, glücklicherweise im Jahre 1914 zum Abschluß gelangt ist, bevor der Krieg zerstörend eingreifen konnte; Gräf schreibt:

Im Sommer 1916 erschien, „dem Andenken Christianens" hundert Jahre nach ihrem Tode gewidmet, „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau". Das Buch hatte sich, ungeachtet seines Umfanges und Preises, trotz dem Kriege einer so liebevollen, alle Erwartungen übertreffenden Aufnahme zu erfreuen, daß bereits nach wenigen Monaten eine zweite Auflage nötig wurde. Heute ist auch diese vergriffen; da aber die schwere Not der Zeit, die inzwischen über unser Vaterland hereingebrochen, die Herstellung einer dritten Auflage unmöglich macht, möge eine Auswahl aus den zwei Bänden fortan als Ersatz dienen. Der von der Verlagsanstalt gewählte Titel „Goethes Ehe in Briefen" findet seine Rechtfertigung in dem Umstand, daß ich bestrebt gewesen bin: durch Einfügung brieflicher Äußerungen von Zeitgenossen, die sowohl Christianen als auch Goethen persönlich gekannt haben, das Bild ihres Ehelebens mehr und mehr abzurunden.

In den für die Auswahl bestimmten Briefen einzelne belanglose Stellen zu streichen, konnte ich mich nicht entschließen. Denn ich meine: der Leser hat Anspruch darauf, die Briefe so vor sich zu sehen, wie sie vom Absender geschrieben und vom Empfänger gelesen worden sind, ohne durch Lücken andeutende Punkte gestört zu werden. Mir scheint, durch solche Verstümmelung der einzelnen Schriftstücke wird nur die Willkür ungebührlich gesteigert, die schon der Auswahl als solcher unvermeidlich anhaftet.

In der Einführung, die aus der Gesamtausgabe herübergenommen ist, habe ich manche Änderungen, Nachträge und Berichtigungen angebracht. Die erläuternden Beigaben sind auf das Notwendigste beschränkt worden; über die in den Briefen genannten Personen und Örtlichkeiten geben die beiden Register Auskunft.

Möchte Goethes Briefwechsel mit seiner Frau in dieser gekürzten Ausgabe gleichfalls willkommen sein und sich zu den alten Freunden manche neue gewinnen. Nach wie vor bleibt es meine feste Überzeugung, daß die Veröffentlichung dieser Briefe weder überflüssig war noch ein Vergehen gegen das Zartgefühl, sondern eine Notwendigkeit, eine Pflicht der Dankbarkeit sowohl gegen Goethe als auch gegen Christiane. Und einen Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht glaube ich in der freudigen Zustimmung erblicken zu dürfen, die alsbald nach Erscheinen des Briefwechsels allenthalben laut wurde.

Je wohltuender diese Kundgebungen für den Herausgeber waren, um so tiefer mußte es ihn treffen, daß ein von ihm seit Jahren ganz besonders hochgeschätzter Schriftsteller die Bekanntmachung des Briefwechsels durchaus verdammt und als geradezu unanständig öffentlich gebrandmarkt hat. Es ist der als kenntnisreicher, feinsinniger und geistvoller Kunstkritiker weitbekannte Herausgeber der Zeitschrift „Kunst und Künstler" Karl Scheffler in Berlin; seine Verurteilung steht in der „Vossischen Zeitung" vom 8. September 1916, Nr. 461, und trägt die Überschrift „Die Entkleidung des Genies". Durch derartige Veröffentlichungen, sagt Scheffler hier, werde „in der Tat kaum etwas anderes befriedigt als die Neugier." „Es wird nur erreicht, daß die Nation ihre großen Männer allmählich mit den Augen des Kammerdieners betrachtet, vor dem, nach dem bekannten Wort, kein Mensch groß ist." Scheffler rechnet mich zu den „literarischen Raben", die sich auf den toten berühmten Mann stürzen, „um sich von dem Leichnam zu nähren", wie denn Goethe „überhaupt eine von Herausgebern vielgerupfte Gans" sei. Vorgeworfen wird mir von Scheffler „Klatsch und Indiskretion", „taktloses Entkleiden, Herumschnüffeln im Unterzeug, Kammerdienerdienstfertigkeit".

Ich habe mich damals gegen diese Angriffe, vielmehr Anwürfe und groben Beschimpfungen, nicht verteidigt, denn ich fühlte mich vollkommen wehrlos: die von Scheffler mir unterstellten Beweggründe zur Veröffentlichung des Briefwechsels sind so gemein und niedrig, daß sie mich erstarren machten wie der Anblick des Gorgonenhauptes.

Man lese die Briefe Goethes und Christianens, man lese vor allem meine Einführung dazu, und urteile selbst, ob Schefflers Anschuldigungen berechtigt sind: ob mir die „Ehrfurcht" vor dem Genius fehlt, die der Kritiker fordert: ob durch den Briefwechsel nicht gerade „die Ehrfurcht vor den Wegen der Natur und des Schicksals nur noch vermehrt" wird. — „Sehr viele Leser," sagt Scheffler, „die mit Interesse in diesem Briefwechsel mit Christiane blättern,

habe nie ‚Dichtung und Wahrheit' oder ‚Die Wahlverwandtschaften' zu Ende gelesen." Das ist leider sehr wahrscheinlich, aber was beweist es? Solche Art Leser hat es immer gegeben und wird es allezeit geben. — „Die Werke des Genies", ruft Scheffler mir mit Verachtung zu, „die Werke des Genies sind doch wohl das Wesentliche." Ganz gewiß, und durchdrungen von dieser Überzeugung habe ich zwei Jahrzehnte meines Lebens einer Arbeit („Goethe über seine Dichtungen") gewidmet, die in neun dicken Bänden ausschließlich die Werke des Genies behandelt, und die allgemein als unentbehrlich anerkannt wird.

Zu den wenigen Büchern aus neuester Zeit, in die ich mich immer wieder mit hohem Genuß versenke, gehört eines, dessen Studium ich bei dieser Gelegenheit allen, die es noch nicht kennen, angelegentlichst empfehlen möchte: der Band „Gesammelte Essays" von Karl Scheffler (1912 im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen). In diesem Buche findet sich ein Abschnitt, überschrieben „Der Kritiker", in dem Scheffler die Rechte und Pflichten des Schriftstellers darlegt, sofern er Werke der Kunst und der Literatur öffentlich bespricht: „Sachlichkeit" ist die erste, die wichtigste Forderung, die von Scheffler mit Recht an den Kritiker gestellt wird. „Vom Kritiker", sagt er, „muß die Nation die rechte Art der Kritik lernen." Wehe dem deutschen Volke, wenn es Schefflers Kritik über „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau" für die rechte Art hält; ein Musterbeispiel von „Sachlichkeit" ist diese Kritik jedenfalls nicht. —

Wenn mich Karl Schefflers Bannfluch allzu sehr bedrücken wollte, dann griff ich immer wieder zu den Briefen, die eine edle Frau über Goethes Briefwechsel mit Christiane an mich zu richten die Güte gehabt hat. Sie schreibt unter anderm (vgl. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 5, 212/3): man „fragte mich.., wie bist Du dazu gekommen, Dich so [für Goethe] zu begeistern? und ich habe nur antworten können: Die Glut seiner Feuerseele hat bei mir eine Flamme entzündet, und von diesem ersten und erhabensten aller Menschen will ich alles erfahren, was nur zu erfahren sei. Deshalb mein Interesse nicht nur für seine Werke, sondern auch für das geringste, was in seinem Leben hineingespielt hat... von Goethe lese ich mit Entzücken jede Zeile, die er geschrieben hat, und lese mir daraus immer etwas Unterhaltendes: oft, wo wenige etwas Derartiges finden würden, etwas Rührendes. Der Briefwechsel mit seiner Frau hat mich ergriffen; ich habe nachträglich (100 Jahre, nachdem sie ruht und ihr und ihm nichts mehr davon angeht) über ihre Freuden und Leiden gelitten, über die Leiden, die sie vielleicht nicht so spürten, und über die Freuden, die nicht so waren, wie ich es gewünscht hätte.... Dann denke ich auch, und der Gedanke füllt mein Herz mit Teilnahme, mit geradezu schmerzlichem Mitgefühl (mein Gott, wie unnötig nach 100 Jahren!): es ist wahr, daß er, seitdem er den Ponte molle überschritt, nicht einen ganz glücklichen Tag erlebt hat, und ich denke wieder: was hätten wir nicht in seinen Briefen an seine Frau gehabt, wenn das Schicksal gestattet hätte, daß dies große Herz sich an eine ebenbürtige Frau hätte schließen dürfen, daß er hätte eine seiner ganz würdige ‚an sein Herz drücken' können. Wie werden Sie mich alte Frau töricht finden, daß ich mir über schon längst verschmerzte Leiden traurige Tage mache — ich wollte mich einmal, aber schriftlich, aussprechen, denn mündlich kann ich es nicht und habe auch mit Wahrscheinlichkeit die Bitterkeit über Gottes Fügung in dieser Hinsicht überwunden, bis wir uns sehen." — Das klingt denn doch ganz anders als die kalthöhnische Stimme jenes Kritikers und erhellt in wahrhaft „produktiver Kritik" alle Verdüsterung, wie die Sonne den Nebel verjagt.

**Die Novellen von Goethe.** Herausgegeben von Heinz Amelung. Essen, W. Girardet, 1920. 470 S. 8°.

Einem einzelnen seiner kleineren Werke hat Goethe den schlichten Titel „Novelle" gegeben; eine zweite von ihm verfaßte Geschichte, „Die wunderlichen Nachbarskinder", hat er ebenfalls gelegentlich als eine Novelle bezeichnet. Aber damit ist sein Anteil an dieser Dichtungsart durchaus nicht erschöpft. Die meisten seiner Novellen allerdings hat er in größere Dichtungen hineinverwebt: in Wilhelm Meisters Wanderjahre, in die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, die Wahlverwandtschaften, in Dichtung und Wahrheit. Aber diese Werke — mit Ausnahme des letzten — werden kaum beachtet und gelesen, und infolgedessen sind auch die darin steckenden Novellen fast unbekannt, in denen sich doch eine Kunst der Erzählung offenbart und verhüllt, wie sie seit Cervantes keinem Neueren eigen gewesen. Diese Novellen aus ihrem Rahmen zu lösen und sie mit den selbständigen sowie auch mit den unvollendet gebliebenen in einem schön ausgestatteten Bande zu vereinigen, war ein sehr glücklicher Gedanke. Es gibt freilich schon Sammlungen einzelner Novellen Goethes, aber noch keine, die sie alle zusammen bringt. In diesem Buche lernen wir unsern größten Dichter so recht erst als Erzähler kennen und schätzen.

**Goethe, Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit.** Erster Teil. Mit 72 Wiedergaben aus den Sammlungen des Frankfurter Goethe-Museums. Bilderläuterungen und Nachwort herausgegeben von Otto Heuer. Frankfurt am Main. Frankfurter Verlagsanstalt A.-G. 1921.

In einem kurzen Nachworte gibt Otto Heuer, der verdienstvolle Direktor des Frankfurter Goethe-Museums, dem wir so manchen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des jungen Goethe danken, einen Überblick über die Entstehung von Dichtung und Wahrheit, und erläutert sachkundig die zahlreichen Bildbeigaben, die Frankfurt aus Goethes Jugendzeit vor unseren Augen erstehen lassen. Handschriften des jungen Goethe, seines Vaters, seines Großvaters, des Stadtschultheißen Textor, des Königsleutnants Grafen Thorane beleben den Text. Besonderes Interesse beanspruchen zwei Blumenstücke des Malers J. Juncker, deren Entstehung Goethe ausführlich erzählt. Als Einbandbezug ist die verkleinerte Wiedergabe einer Originaltapete aus dem Frankfurter Goethe-Haus verwendet.

AMALTHEA-VERLAG / ZÜRICH · LEIPZIG · WIEN

# AMALTHEA-BÜCHEREI

1. HERMANN BAHR: Adalbert Stifter. Preis brosch. M 10·—, geb. M 18·—
2. AUGUSTE WILBRANDT-BAUDIUS: Aus Kunst und Leben. (Erinnerungsskizzen einer alten Burgschauspielerin.) Mit 25 Bildern. Preis brosch. M 30·—, geb. M 38·—.
3. ROBERT FAESI: Rainer Maria Rilke. 2. Aufl. Preis brosch. M 26·—, geb. M 36·—.
4. JONAS FRÄNKEL: I. V. Widmann. Mit 1 Bildtafel. Preis brosch. M 20·—, geb. M 28·—.
5. MAX HOCHDORF: Zum geistigen Bilde Gottfried Kellers. Preis broschiert M 20·—, eleg. geb. M 28·—.
6. KARL KOBALD: Alt-Wiener Musikstätten. (Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert.) Mit 70 Abbildungen. Preis brosch. M 45·—, geb. M 55·—.
7. STEFAN HOCK: Lyrik aus Deutschösterreich. (11. bis 20. Jahrhundert). Preis brosch. M 30·—, eleg. geb. 38·—.
8. FR. ROSENTHAL: Schauspieler aus deutscher Vergangenheit. Mit 5 Bildbeigaben. Preis brosch. M 24·—, geb. M 32·—.
9. HANNS SCHLITTER: Versäumte Gelegenheiten. Die oktroyierte Verfassung vom 4. März 1849. Preis brosch. M 20·—.

10—13. HANNS SCHLITTER: Aus Österreichs Vormärz. Band I: Galizien und Krakau; Band II: Böhmen; Band III: Niederösterreich; Band IV: Ungarn. Jeder Band brosch. M 15·—.

14. BENEDETTO CROCE: Goethe. Stich von Lips. Preis brosch. M 35·—, geb. M 45·—.
15. NANNY VON ESCHER: Alt-Zürich. Mit 12 Abbildungen von Prof. Bollmann-Winterthur. Preis brosch. M 32·—, geb. M 40·—.

16—17. JAKOB MINOR: Aus dem alten und neuen Burgtheater. Herausgegeben von Stefan Hock. Mit vielen Bildern. Doppelband. Preis eleg. geb. M 60·—.

18. UNSERE LIEBE FRAU IN ÖSTERREICH. Legenden und Sagen. Gesammelt von Franz Strunz. Bilder nach Dürer und anderen deutschen Meistern. Preis geb. M 28·—, Halbl. M 35·—.
19. KARL KOBALD: Schubert und Schwind. Ein Biedermeierbuch. Zahlreiche Illustrationen nach Originalen aus dem Kreise Schuberts und Schwinds. Preis geb. M 55·—.

20—22. AUGUST FOURNIER UND ARNOLD WINKLER: Tagebücher von Gentz (1829—31). Bisher ungedruckt. Mit einem Faksimiledruck der Tagebücher und Bildern Franz' I., Metternichs, Gentz' und Fanny Elßlers. Preis brosch. M 70·—, geb. M 85·—.

23. JOSEF KÖRNER: Arthur Schnitzlers Gestalten und Erscheinungen. Mit einem bisher unveröffentlichten Jugendbild des Dichters. Preis brosch. M 45·—, geb. M 60·—.

24—25. ALFRED SCHNERICH: Wiener Kirchen und Kapellen. Mit 15 Grundrissen und 1 Farbenbild nach Jakob Alt und ca. 50 Bildbeigaben. Preis brosch. M 45·—, geb. M 60·—.

26. BENEDETTO CROCE: Ariost, Corneille, Shakespeare. Übersetzt von Julius v. Schlosser. Preis brosch. ca. M 45·—, geb. ca. M 55·—.
27. BENEDETTO CROCE: Dante. Übersetzt von Julius v. Schlosser. Preis brosch. M 45·—, geb. M 55·—.
28. ALFRED SCHNERICH: Haydn. Mit 50 Illustrationen. Preis brosch. M 65·—, geb. M 80·—.

29—30. ROBERT FAESI: Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung. Preis brosch. M 62·—, geb. ca. M 78·—.

31. WENGER: Schweizerische Anthologie. Erscheint Frühjahr 1922.

32—33. MAX AUER: Anton Bruckner. Erscheint Frühjahr 1922.

34. ANTON LABAN: Ungarn in seiner nationalen Dichtung. Mit zahlreichen Illustrationen. Erscheint Frühjahr 1922.

PREISE FREIBLEIBEND

